



Berlin, den 26. August 1899.

Sturm im Kanal.

Recht oft wird, besonders häufig im Herbst und im Winter, dem Zeitungsläser gemeldet, die englische Post sei auf dem Kontinent nicht oder doch mit dem Anschluß hindernder Verspätung eingetroffen; „Grund: Sturm im Kanal.“ Den Binnenländer überläuft bei solcher Botschaft leicht ein Beben. Wie furchtbar gefährlich, denkt er, muß die Lage der Schiffsinassen gewesen sein, während der Sturm heulte und das schwanke Fahrzeug in seinen Fugen krachen ließ; und angstvoll, aber auch ein Bißchen lüftern nach einer aufrüttelnden Sensation, greift er am nächsten Morgen wieder nach seiner Zeitung und durchspäht den Depeschentheil. Nichts; kein Schiffbruch, kein Futter für die langenden Nerven. Der Sturm hat ausgetobt, das ein Weilchen derb geschüttelte Schiff hat den Hafen, die englische Post die Orte ihrer Bestimmung erreicht. Wer die Aermelkanalfahrt kennt, weiß, daß dabei nicht der Sturm, sondern der Nebel zu fürchten ist. Den Sturm übersteht jedes tüchtige, vorsichtig gelenkte Fahrzeug; er mindert höchstens die Zahl der stündlich zurückgelegten Meilen, mehrt die Ziffer der Seekranken und reißt, was nicht ganz niet- und nagelfest ist, von Bord. Im Nebel aber, wenn das Wasser flau, die Luft dick ist, wenn von allen Seiten die warnenden Sirenen heulen, die Maschine mit Viertelkraft arbeitet und in kurzen Abständen ganz gestoppt werden muß, während die Schnelldampfer, die ihren Record halten wollen, in rasender Eile das Dunkel durchschließen: da wird, in dem engen Fahrwasser, die Sache gefährlich. Dann weicht der Kapitän nicht von der Kommandobrücke, die Ausguckwache wird verdoppelt und die Passagiere kriechen erschreckt aus den Kabinen, wo das Sirenengeheul und

die Unstetheit des Maschinengestampfes sie nicht schlafen läßt. Zerstörende Zusammenstöße sind dann leicht möglich; und wer einen Verwandten, einen lieben Freund auf der Fahrt von England nach dem Kanal weiß, Der mag hang die Nachtstunden zählen, wenn er abends unter den Telegrammen die Nachricht fand: „Nebel im Kanal“.

So lange über dem Mittelkanal und seinen Theilstrecken dichter Nebel lag, war die in der Presse widerhallende Unruhe der p. t. öffentlichen Meinung allenfalls noch erklärlich. Zwar handelte es sich nicht um eine dringende Lebensfrage für den preussischen Staat oder gar für das deutsche Volk; zwar konnte es Allen, die nicht im Ruhrkohlenrevier wohnen, gleichgiltig sein, ob die Entscheidung über eine Wasserstraße, deren Bau lange Jahre in Anspruch nehmen wird, ein paar Monate früher oder später fallen würde. Immerhin aber konnte man der Antwort auf eine wirthschaftlich wichtige Frage mit einiger Spannung entgegensehen; und Mancher mochte wohl meinen, diese Antwort werde eine über den einzelnen Fall hinausreichende prinzipielle Tragweite haben. Wird auf dem Wege der Industrialisirung rastlos fortgeschritten, gelangt das große und intelligente Unternehmertum des Westens völlig zur Oberherrschaft, dann muß das alte Preußen, das nach Osten gravitirte, in den Grundmauern wanken und einem neuen Staatskörper muß ein modernes Piedestal geschaffen werden. Das würde bedeuten: Einschränkung der Landwirthschaft, Zurückdrängung der altpreussischen Adelsfamilien, die dem Heer und dem Beamtenstand bis jetzt fast ausschließlich die Führer lieferten, und, als unvermeidliche Folge, eine radikale Verschiebung der politischen Machtverhältnisse, auf die seit Jahrhunderten die königliche Gewalt gegründet war. Kein Verständiger konnte zweifeln, daß die in den konservativen Parteien politisch organisirten Vertreter der bisher privilegierten und nun bedrohten Schichten sich gegen die ihre Klassenvorrechte gefährdende Entwicklung kräftig zur Wehr setzen würden. Ganz spurlos ist die agrarische Bewegung ja über die Ostfluren Preußens nicht hingegangen; sie hat — wer nicht ganz blind sein will, sah es längst — den Geist der Landbevölkerung demokratisirt und zu eigener Sorge für ihren Interessenkreis aufgestachelte. Der von den Städtern „Junker“ gescholtene Gutbesitzer ist nicht mehr der unumschränkte, unkritisirte Herr seiner Leute, der sich die Befriedigung jeder Laune gestatten, jedem Trieb eines Taschenformatneros folgen darf. Die „Junker“ wären von ihren Wählern geschmäht und als Verräther an der agrarischen Sache gesteinigt worden, wenn sie für das Dreihundertmillionenprojekt des

Mittellandkanals gestimmt hätten, von dessen Ausführung der ostelbische Bauer ungünstige Wirkungen befürchtet: die Erleichterung der billigen Einfuhr fremden Getreides, die durch große Ausgaben und durch die Erniedrigung der Frachttarife bedingte Steigerung der direkten Steuerlast und die Zunahme der Landflucht nach dem begünstigten Westen. Der Kanalbau, so glaubt der Landmann, würde die Leute herbeilocken und den Mangel an brauchbaren Landarbeitern im Osten noch fühlbarer machen; auch sei es besser, der Gesundheit des Staatsorganismus vortheilhafter, die für Meliorationen verfügbaren Millionenfonds den armen, national und wirtschaftlich gefährdeten Ostprovinzen zuzuwenden als einem den rasch bereicherten Westen abermals fördernden Geschäfte, dessen Rentabilität doch mindestens zweifelhaft sei. Diese Anschauung mag beschränkt, mag geradezu falsch genannt werden; daß der zur Mitwirkung an den Staatsgeschäften berufene Bürger sie hegen und mit legitimen Mitteln vertreten darf, kann im Ernst Keiner leugnen. Und es war schon ein schönes Schauspiel, als Leute, die sich noch immer liberal zu nennen wagen, die hochwohlwöbliche Regierung anwinkelten, sie möge durch harte Bedrohung der Abgeordneten die Stimmung der Wähler fälschen; die Minister, so hieß es, brauchen nur die in den Landtag geschickten Verwaltungsbeamten anzuweisen, gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen, sie brauchen nur zu drohen, die dem Kanalplan widerstrebenden Konservativen würden unerbittlich aus den Ämtern gejagt, wirtschaftlich geschädigt und gesellschaftlich bohkottirt werden, — dann sei das gewaltige Kulturwerk gesichert und die schnöden Agrarier müßten zu Kreuze kriechen. Also sprachen Wochen lang an jedem Morgen und Abend die Mannen, die für Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Alfred Dreyfus kämpfen.

Es sollte noch besser kommen. Das preussische Abgeordnetenhaus hat mit großer Mehrheit alle Kanalpläne der Regierung abgelehnt; beträchtliche Theile des Centrums haben sich den konservativen Fraktionen zu dieser Ablehnung verbunden, die nur durch einen schmählichen Interessenverrath, durch eine fast unerhörte Gesinnungslosigkeit der Grundbesitzerparteien zu vermeiden gewesen wäre. Die Minister haben, um dem ihrem König lieben Kanal das Bett zu graben, kein legitimes Mittel gespart; sogar die deutsche Wehrhaftigkeit haben sie ins Treffen geführt, für die doch der Reichstag, nicht Preußens Rumpfparlament, die nöthigen Gelder zu bewilligen hätte. Und wenn es wahr ist, daß der Fürst zu Hohenlohe, den man von der Pflicht zu öffentlichen Reden nachgerade entbürden sollte, den Agrariern unzweideutig gedroht hat, sie würden für ihren Widerstand gegen den Kanal mit

Handelsverträgen gestraft werden, die ihre Interessen noch mehr preisgaben, dann hätte man sich nicht auf die bisher als legitim betrachteten Mittel beschränkt und es bliebe nur zu bedauern, daß kein Gesetz die Möglichkeit bietet, einen Solches aussprechenden Minister zur Verantwortung vor einem Staatsgerichtshof zu zwingen. Einerlei: die Konservativen blieben fest, weil sie fest bleiben mußten, weil sie nicht selbst ihre Macht und ihr Ansehen bis auf den letzten Rest vernichten konnten . . . Seit so der Rebel vom Kanal gewichen ist, muß der ruhige Leser liberaler Zeitungen glauben, diese Blätter würden von Irren für Irre geschrieben. Ungeheures ist geschehen, Ungeheureres wird sicherlich folgen. Konservative Politiker haben sich erfreht, einem Wunsch des Monarchen die Erfüllung zu weigern; sie haben ihrer Ueberzeugung gehorcht, trotzdem der Kaiser und König eben erst eine andere Ueberzeugung bekannt hat. Unausprechbar Fürchterliches steht ihnen bevor. „Sie zittern dem Zorn ihres Königs entgegen.“ „Ein Imperatorenblick wird nie erfahren und die Undankbaren zerschmettern.“ Das sind ein paar Stilproben, die leicht verhundertsacht werden könnten. Den Grundton giebt immer und überall ein von mindestens dreihundert Posaunenbläsern in die Lüfte gedröhntes „Wehe!“ Und mit den Konservativen wird die Regierung zermalmt werden, deren Ungeschicklichkeit und — mit deutlichem Hinweis auf Herrn von Miquel — Unwahrhaftigkeit die Sache verdorben habe. Die Minister werden wie Schuljungen geschildert, die mit schlotternden Knien erwarten, was der gestrenge Herr Lehrer mit den Faulpelzen, den Tagedieben, den Schwänzern und Lägern nun wohl machen werde. Uebermorgen, vielleicht schon morgen, kommt der Kaiser von der Reise zurück. Dann! Es wird schrecklich tagen. Miquel steht schon ganz gebrochen aus, Hammersteins Sprudelrede, deren ehrliche Wärme wahrscheinlich nur der Freiherr von Wangenheim, sein alter Bekannter aus vorezellenter Zeit, richtig zu schätzen vermag, klingt beinahe elegisch, Rede streichelt mit zitterndem Finger den Mannesbart und Hohenlohes welches Haupt hängt, wie ein überreifer Kürbis auf das verbrannte Spalier, auf das kurze, morsche Körpergestell herab. Nur Herr Thielen, der Eisenbahnbofottminister, findet, weil sein Herz brüderlich dem Ruhrkohlenrevier und sein mächtiger Geist schwägerlich dem großen rheinisch westfälischen Interessenkreis gehört, Gnade vor den sonst düster drohenden Augen. Doch auch er, der den schon arg strapazirten Großen Kurfürsten wieder einmal aus der Gruft beschwor, auch er, hören wir, wittert, daß seines Ministerlebens Stunden gezählt sind. Mit den Ungerechten muß in furchtbaren Krisen eben auch der Gerechte leiden. Und es ist eine furchtbare

Krisis. Das ganze Verhältniß der Konservativen zum König, dem sie frech den Fehhandschuh hingeworfen haben, wird sich ändern. Schon färbt das Morgenroth der liberalen Aera das Himmelszelt. Ehe es aber tagt, wird der Imperatorenblitz niederfahren und die Häupter der Sünder von sündigen Rümpfen trennen. Keine konservativen Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landräthe und Domherren mehr. Kein Kanalgegner bei Hofbällen und Galadiners. Keines Kanalgegners Sohn, Nefte, Enkel oder Tochtermann bringt's farder noch zum Stabsoffizier. Das liberale Bürgertum zieht in die Botschaften, die Provinzbehörden, die Armeekommandostellen ein. Was sonst noch? Man weiß es nicht recht; aber es wird für die gräßliche „Fronde“ etwas unahnbar Grauenhaftes sein. Schneebleich stecken die verängstigten Bürger die Köpfe zusammen, wie vor dem Gewitter, und wispern die Frage nach: „Was wird geschehen?“

Ja, was? Werden Strafanträge gegen die Leute gestellt werden, die uns preussische Minister als jedes Vertrauens unwürdige, treulose, wortbrüchige Wichte schildern und von dem Monarchen behaupten, er könne gegen eine Partei, die sich seiner Ansicht nicht beuge, Rache brüten, könne ihr und ihren Mandanten die Lebensmöglichkeit schmälern und seine politischen Entschlüsse von Grollgefühlen, nicht von sachlichen, nationalen Erwägungen, abhängig machen? Hoffentlich nicht, — obwohl schon auf sehr viel schwächeren Grundlagen Prozesse wegen Beleidigung des Kaisers und der Minister angesträngt worden sind. Was also? . . . Aber vielleicht ist es besser, zunächst einmal die Frage zu stellen, was denn eigentlich geschehen ist. Ein Gesetzentwurf der Regierung ist vom Parlament abgelehnt worden. Das ist schon manchmal vorgekommen, sogar zu einer Zeit, wo ein Minister von unbestrittener Genialität und Sachkenntniß solche Entwürfe einbrachte und vertrat. Die Regierung hat erklärt, ihr Entwurf gelte einem Werk von äußerster, dringlichster Wichtigkeit. Das erklären Regierungen den Parlamenten fast immer. Für den Plan hat der Monarch sich persönlich mit stärkstem Nachdruck eingesetzt. Auch Das ist im Deutschen Reich keine neue Erscheinung: für etliche Umsturzgesetze hat der Kaiser sich eben so entschieden engagirt und sie sind trotzdem abgelehnt worden; die daraus abzuleitende Lehre kann nur lauten, es sei für das Ansehen der monarchischen Institutionen nützlicher, über schwebende politische Fragen die persönliche Ansicht des regirenden Herrn nicht bekannt werden zu lassen und so den Schein selbst zu meiden, als könne dem unverantwortlichen Träger der Krone von Parlament oder Presse jemals, wie man jetzt

sagt, eine „Niederlage“ bereitet werden. Neu ist also nichts als die in liberalen Blättern gedruckte ruchlose Verleumdung, der Kaiser werde, weil eine ihm werthvoll scheinende Vorlage abgelehnt worden ist — die übrigens nicht etwa nur von pechschwarzen Agrariern, sondern auch von den Handels-emporien der alten Hansa heftig bekämpft wurde —, an dem preussischen Landadel grimmige Rache nehmen. Der Kaiser hat als König von Preußen eine ziemlich weit reichende Gewalt; er kann nach freier Wahl neue Minister berufen — den alten wird kein Bernünftiger eine Thräne nachweinen —, kann, wenn er die Unterschrift dieser neuen Rathgeber dafür gewinnt, den Bestand des Beamtenpersonals ändern und, wenn er die Stimmung der Wähler durch die Abgeordneten nicht richtig interpretirt glaubt, die zur Wahl Berechtigten den Gang an die Urnen antreten lassen. Das kann er; doch auch seine Königsmacht ist seit fünfzig Jahren begrenzt. Und wenn in der Vossischen Zeitung sechsmal mindestens in jeder Woche gefragt wird, wer in Preußen regire, der König oder die „Junker“, so ist den Redakteuren der königlich privilegierten Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen darauf zu erwidern, daß sogar Preußen nicht „einem Willen gehorcht“, sondern daß der Wille des Königs auch hier die Beschlüsse der Volksvertretung nicht umstoßen kann. Das mag im Sinn der sich heute liberal nennenden Herren, deren Geschäfte der Absolutismus vielleicht besser besorgen würde, bedauerlich sein; so lange wir uns aber den kostspieligen Luxus der Parlamente gönnen, wird man ihren Mehrheiten auch gütig gestatten müssen, der ernstgeprüften Ueberzeugung zu folgen und Millionenprojekte abzulehnen, deren Preis sie zu hoch, deren Nutzen sie zu gering dünkt. Als der junge Liberalismus die Mittel zur Reorganisation des preussischen Heeres verweigerte, für die Bismarck socht und deren Durchführung der alte Wilhelm zur Bedingung seines Verharrens auf dem Thron machte, da fiel es keinem verständigen Konservativen ein, über Landesverrath und antimonarchischen Treubruch zu zeteren. Und damals handelte es sich um eine politische, die deutsche Zukunft entscheidende Lebensfrage, während jetzt ein geschäftlicher Kalkül rein kaufmännisch nüchtern nachzurechnen war und starke Interessentenschichten ruhig gesagt haben: Nein, das Geschäft scheint uns nicht lohnend, deshalb lassen wir uns nicht darauf ein. Sind diese Schichten stark genug, dann werden sie im Rahmen der Verfassung ihren Willen durchsetzen; sind sie schwächlich, dann werden Stärkere siegen und die alten Privilegien werden auf die Sprößlinge der nouvelles couches übergehen. Sollte es bei uns aber Sitte werden, daß die Widerspenstigkeit der Abgeordneten mit der Sperre des Protokolles, die politische Abstimmung mit wirth-

schaftlicher Achtung bestraft wird, dann würden wir uns dem Zustande der Simonie nähern und könnten die ritterlichen Söhne Arpads und die früheren Unterthanen Milans bald um die Reinlichkeit ihres staatlichen Lebens beneiden.

Bismarck würde sich, wenn er noch aufrecht wäre, des Ermannens seiner alten Parteifreunde freuen und dem Monarchen gratuliren, dessen Mahnung: „Wenn unser Volk sich doch ermannte!“ auf so guten Boden fiel. Auch der Liberale, der sozialistische Demokrat müßte froh sein, zu sehen, daß es eine starke und tapfere konservative Partei giebt, gegen die es zu kämpfen lohnt und die nicht vor jedem Windhauch aus der Höhe in hündischer Demuth erstirbt. Es ist immer ein Glück, wenn die Nebel, die den Blick und die Hand lähmen, endlich zerflattern. Mit Sturmwarnungen mag die ruppige Gesellschaft, die von Purpurstufen gern ein Prostichlein leckt, in der Kinderstube die Kleinen, die noch der Schwarze Mann schreckt, in Angstanfälle scheuchen. Erwachsene Menschen wissen, daß ein tüchtiges, vorsichtig gelenktes Fahrzeug dem schlimmsten Unwetter trogt und daß sie nicht, schwankem Binsenrohre gleich, zu erbeben brauchen, weil in der Zeitung steht: „Sturm im Kanal“.



Goethe.

Der Tag, der ihn hat einst der Welt geboren,
 Er gilt dem Erdenrunde für geweiht,
 Doch, schätzt ihn jedes Volk auch als erkoren,
 Der ein Verkünder reiner Menschlichkeit,
 In liebender Bewunderung verloren,
 Schaun wir den Genien dort ihn angereicht,
 Und, lauschend seinen ewigen Afforden,
 Empfinden wir, was wir durch Ihn geworden.

Fügen am Jiller.

Martin Greif.



Der Schnitter.

Im Schweigen geht
 Er durch die Welt,
 Er sichtet und mäht,
 Was Ihm gefällt.

Die Blumen, die blauen,
 Das Gras so grün:
 Er runzelt die Brauen —
 Da welken sie hin.

Am Heckenrand
 Die Rose glüht;
 Er hebt die Hand —
 Und sie verblüht.

Und süß und jung
 Die Lilie steht;
 Ein Sensenschwung —
 Sie ist gemäht.

Es wogen die Fluren,
 Die Wiese dampft —
 In Seinen Spuren
 Ist Alles zerstampft.

Er schreitet in Licht,
 In Tagespracht —
 Doch nach Ihm bricht
 Herein die Nacht.

Er hört kein flehen,
 Sein Ohr ist taub —
 Nur Herbsteswehen,
 Nur raschelndes Laub.

Er sieht nicht zur Seite,
 Er schaut sich nicht um;
 Sein Blick starrt ins Weite,
 Sein Mund ist stumm . . .

So schreitet in Schweigen
 Durch das Feld,
 Dem Alles zu eigen:
 Der Herr der Welt.

Hamburg.

Theodor Suse.



Malerische Erfindung.

Vor einem Jahre waren in Berlin Hermann Prells nordische Kompositionen für den Palazzo Caffarelli in Rom ausgestellt. Sie sind im Auftrage des Kaisers gearbeitet und schmücken das deutsche Gesandtschaftshaus in der Ewigen Stadt. Eine von den Kompositionen betitelt sich: „Schwanenjungfrauen fordern Baldur, der von Skirnir begleitet ist, auf, die gefesselte Gerda zu befreien.“ Das Bild trägt den Namen „Frühling“; und im Katalog erfährt man, die Befreiung der gefesselten Gerda durch Baldur bedeute das Frühlingserwachen der Erde aus dem Banne des Winters. Im Bilde selbst waren diese Betitelungen lediglich dadurch ausgemalt, daß man jenseits eines Weihers drei nackte Mädchen sitzen und stehen sah, die Eine mit der Geberde Jemandes, der laut über das Wasser herüber spricht. Eine Andere neigt den Fuß im Weither und blickt hinein; sie sitzt auf ihren abgelegten Schwanenflügeln, die die anderen Mädchen mit einem leinenen Bande über die Brust festgebunden tragen. Walter Crane hat auf einem Bilde solcher Schwanenjungfrauen ihnen wenigstens richtige Hemden aus Schwanensehern angezogen, eine Art Schwanenpelz, bei dem die am Arme festgebundenen Flügel die Ärmel vorstellen. Das ist für das Auge zwar absurd, entspricht aber doch wenigstens der Märchenvorstellung von den Schwanenhemden. Bei Prell sind es nur Engelsflügel von Schwan, die man vorn unter der Brust noch mit einem besonderen Bändchen festgemacht hat. Kein Wunder, daß jedem Beschauer unwillkürlich die Frage nach dem Damenschneider kommt, der solche Toiletten fertigt. Auf der anderen Seite des Weihers, im Vordergrund, sieht man die profilirte Gestalt eines nackten Jünglings, den hinter seinem Kopfe eine goldene Scheibe begleitet. Ein weißes Ross, auf dessen Rücken er seinen Arm legt, hält Kopf und Nase witternd über die Oberfläche des Weihers. Hinter dem Jüngling mit der goldenen Scheibe sieht man auf braunem Ross einen anderen Jüngling sitzen, der sich seitlings ein wenig herabbeugt, als beobachte er irgend Etwas im Wasser. Im Uebrigen erkennt man an junggrünenden Birken und einem blühenden Pflirschnzweig, daß die Handlung im Frühling vor sich geht.

Als ich vor das Bild trat, sah ich zunächst nicht in den Katalog, sondern suchte aus Dem, was der Maler gegeben hat, zu erkennen, was die ganze Sache vorstellte. Wozu konnte die eine Schwanenjungfrau ihre Flügel abgelegt haben und ihren Fuß ins Wasser setzen, zumal sie nackt war? Augenscheinlich, um zu baden. Ich dachte sogleich an das Bad der Schwanenjungfrauen. Daß eine Mädchen aber macht eine Geberde mit aufgehobener

Hand und scheint laut zu rufen. Der Jüngling mit seinem Ross steht am Weiher. Das Pferd hat schon die Nästern darüber. Augenscheinlich will auch er baden. Fordern ihn die Mädchen nun auf, daß er mit ihnen baden soll, oder wollen sie ihn vor dem Mitbaden warnen? Ich entschied mich für die Warnung. Das Pferd wittert augenscheinlich, aber es will nicht laufen. Es scheint auch zu prüfen, ob es rathsam sei, ins Wasser zu gehen. Man hat diese Geberde auf dem Bilde oft an Pferden gesehen, die man in die Schwemme treibt. Weil ich aber nach den Geberden der Mädchen doch nicht genau sagen konnte, ob sie zum Baden einladen oder davor warnen, schaute ich endlich in den Katalog, da mir kein Mythos, kein Märchen einfallen wollte, wo Ähnliches vorkommt. Welche Enttäuschung, welche Ueberraschung! Meine Phantasie war völlig auf dem Irrwege. Die Mädchen laden den Jüngling ein, „die gefesselte Gerda“ zu befreien.

Natürlich suchte ich nun die Gerda. Vielleicht drunten im Weiher? Nein. Endlich entdeckte ich, völlig unbeachtet von allen Figuren im Bilde, rechts hinten in der Höhle eine weißbläuliche, verhäulte Frauengestalt, mehr eine Statue als eine malerische Figur. Das sollte also die Gerda sein, die befreit werden soll. Aber sie ist weder gefesselt noch sonst irgendwie gekennzeichnet. Das Bild selbst, seine Geberden, seine Situation, erzählen kein Wort von ihrer Befreiung. Ja, sie erzählen sogar eine ganz andere Geschichte.

Das Bild Prells ist nicht das einzige dieser Art am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts. Wir dürfen alle Künstler ganz bescheidenlich daran erinnern, daß ein Bild nicht nur gemalt, sondern auch erfunden sein will. Und zwar gut erfunden. So erfunden, daß man entweder aus seinen Gegenständen, Figuren und Geberden erkennt, was es ist, oder daß man doch wenigstens Das darin findet, was die Erklärung besagt. Prell giebt uns Keins von Beiden.

Es handelt sich hier nicht darum, Prells unstreitige malerische Verdienste zu schmälern. Es soll nur an einem Beispiel gezeigt werden, wie sehr unseren Künstlern der Sinn für das Wesentliche der Darstellung schwindet. Daß ein Künstler Figuren hinstellt, die lediglich von Etwas sprechen, das wir gar nicht hören, geschweige sehen können, ist jedenfalls der äußerste Gipfel gelehrter Allegorie. Und war es denn unmöglich, die Szene so darzustellen, daß sie aus sich selbst verständlich wurde? Oder daß auch Der sogar, der nichts von nordischer Mythologie weiß, mindestens zu dem Allgemeinschlusse geführt wird, es müsse sich auf dem Bilde um irgend einen Mythos, ein Märchen, einen Vorgang handeln, in dem das Frühlings-erwachen der Mutter Erde geschildert ist? Konnte man z. B. nicht die Gestalt der Gerda so geben, daß sie im Grunde des Bildes gefesselt liegt, in einer plastischen Verkürzung? Konnte sie nicht zwischen dürren Heiden, vom Schnee bedeckt, ruhen, sehnüchtig ihre Erlösung erwartend? Und wenn

auf der anderen Seite des Bildes Baldur, der Frühlingsgott, erschien: konnte ein phantasievoller Maler nicht die landschaftlichen Motive so vertheilen, daß hinter dem Gott, in seiner Umgebung, Bäume und Sträucher jungen Knospenansatz zeigten, daß unter dem Hufe des Rosses, der den letzten Schneereif betritt, Frühlingsblumen aus der Erde keimen? Und nun die Schwanenjungenfrauen am Weiher, der halb aufgethaut ist, an der Seite des Frühlingsgottes, konnten sie nicht, mußten sie nicht hinunter zur gefesselten Göttin deuten, die etwa in einem Gletscherschrunde oder sonstigen Abgrund ruhen konnte? Dann würde Jeder aus den Pantomimen der Schwanemädchen geschlossen haben, daß sie wirklich von der Gefesselten, vom Winterschnee Umgebenen sprechen. Subjekt und Objekt der Rede wären veranschaulicht gewesen; wir hätten vom Sichtbaren auf Unsichtbares geschlossen. Wir hätten sofort erkannt, der Jüngling, um den Alles blüht, unter dessen Füßen Blumen in verschiedenen Stadien aufsprießen, müsse der Frühling sein. Ob er außerdem den Namen Baldur trägt: Das hätte dann gar nichts mehr ausgemacht. Sicher wäre es ein Frühlingsgott aus irgend einem Märchen, um den die Primeln und andere für den Frühling charakteristische Blumen erblühen. Und wer konnte die gefesselte, halb von Schnee und Gletschereis umdrängte Gestalt sein? Es wäre wahrhaftig kein Kunststück, die Rutter Erde selbst oder die Natur so märchenhaft zu personifiziren, daß sie noch lange keine allegorische Gestalt wie die Abundantia sein müßte, sondern ein Märchenwesen, wie Dornröschen selbst, das der Prinz mit seinem Kuß weckt. Jedenfalls hätten wir dann ein Bild des Hereinbrechens des Frühlings, das in verständlichen Menschengestalten durch die lebendige Durchgestaltung des Märchengedankens, durch den inneren Bezug der Figuren zu einander gesprochen hätte. Wie drücken wir den Gedanken mimisch aus: Baldur soll Gerda von der Fessel befreien? Nun, da wir über genügend viele Schwanenjungenfrauen verfügen: warum kann nicht Eine unten bei Gerda im Froste weilen und die Kette erheben, vielleicht mit einer Geberde, die ihr Mitgefühl des Zwanges ausdrückt? Und die Kette, die nicht allegorisch, sondern märchenhaft sinnlich den Winter bedeuten soll: könnte sie nicht aus Eiskristallen geschmiedet sein? Steht aber unten eine Jungfrau, die bittend auf die Kette zeigt, und weist im Vordergrunde eine andere Jannfrau einladend darauf hin, — nun, dann ist auch jene Telegraphie der Geberde und des Wechselbezuges gewonnen, die uns mit Nothwendigkeit zwingt, zu schließen, der junge Frühlingsgott werde aufgefordert, diese Kette zu lösen. Ein Fehlschluß ist dann so wenig möglich wie auf irgend einem Gentebilde Desreggers, wo ein Kind am Tische sitzt, den Löffel voll Suppe halbwegs vor dem Munde. Wir schließen mit unbedingter Sicherheit, daß es diesen Löffel nicht auf die Diele ausgießen, sondern in den Mund schieben wird.

Eine solche Sicherheit des Schlußes zu erzeugen, zu veranlassen, ist nicht minder die Aufgabe des Historienmalers, des Monumentalkünstlers. Will er nicht, daß sein Bild zur Hieroglyphe werde und nur der Ausdruck fader Gelehrthüerei sei, so wird er, einerlei, ob er durch eine Sage, einen Mythos, ein Märchen zu uns spricht, einerlei, ob durch einen geschichtlichen Vorgang oder durch Allegorie, vor Allem jene Selbsterzählung des Bildes aus nothwendigen Schlüssen vom Subjekt aufs Objekt zu gestalten, zu erfinden haben. Das ist das Einmaleins aller malerischen Erfindung. Zahlreiche Künstler, leider besonders Monumentalkünstler, aber erfinden nicht so, als wäre einmal eins gleich eins, sondern gleich zwei. Vorgänge, die nur durchs Auge wahrgenommen werden, um durch Schlüsse des Gehirns zu einem logisch zusammenhängenden geistigen Ganzen, einer Handlung verbunden zu werden, können nicht den Hauptbegriff hinter die Szene verlegen. Dieser logische Satz gilt eben so von der Bühne. Die Situation eines Dramas, in der sein sittliches Problem, sein sittlicher Grundgedanke zum Austrag kommt, muß uns vorgespielt werden, sein Höhepunkt kann nicht hinter die Szene fallen. Der Maler aber vollends hat überhaupt kein „hinter der Szene“, er hat nicht einmal einen Raum, er hat nur eine Fläche, auf der das Wesentliche geschieht.

Jeder Maler wird daher immer richtig verfahren, wenn er den kulminirenden Punkt für die Vorgänge sucht, die er darstellen will. Nur muß man unter dem kulminirenden Punkt nicht etwa die Katastrophe einer Geschichte oder ihren Erzählungshöhepunkt verstehen. Der würde im besprochenen Falle etwa die wirkliche Befreiung Gerdas durch Balbur sein. Aber zu malen, wie Balbur etwa die Ketten Gerdas sprengt, würde gewiß am Wenigsten eine sinnvolle Märchendarstellung der Ankunft des Frühlings sein. Alle jene Momente des Hervorsprießens der Blumen würden für die anschauende Einbildungskraft verloren gehen. Sondern unter Kulminationpunkt verstehe ich — ganz einerlei, welche Situation der Künstler sich auswählt — den Augenblick der Situation selbst, die Pantomime, Geberde, Stellung, die am Unmittelbarsten den Schluß über Das nahelegt, was geschehen wird, warum es geschieht und was die Folge solchen Geschehens sein wird.

Einen solchen Moment, der am Allermeisten auch für das bloße Auge deutlich macht, was ein Vorgang mit seinen Prämissen und Konsequenzen bedeutet, findet man aber in der Geberdenfolge fast jeder Handlung der Menschen oder jedes Vorganges der Natur. Und wenn ich auch nur ein hereinbrechendes oder abziehendes Gewitter male: Jedermann weiß, daß das hereinbrechende Gewitter eine Summe von Symptomen zeigt, nach denen wir es sofort von jeder anderen Phase eines Gewittervorganges unterscheiden. Aufwirbeln des Staubes unter den aschfarbigen Wolkenfetzen, die vibrirende Richtung alles

Raubes an den Bäumen, das unstete Hin- und Herflattern der Blätter, der jäher bemessene Flug aller Vögel nach ihrem Schutort: hundert charakteristische Symptome, die immer in ihrer Summe ein Kulminiren der Selbstcharakteristik der Natur ausmachen und deshalb das bloße Auge schon zum richtigen Schluß drängen — ganz abgesehen von allen anderen Sinnen —, liefert die Natur. Und so hat auch alles Menschliche seine Phasen in Geberden, Mienen, Symptomen, in der Gruppierung auf einander folgender Momente; und innerhalb dieser Phasen wird auch stets ein Augenblick sein, der am Meisten die Spuren des Vorangegangenen in Pantomimen, Resten der Geberdung von früher zeigt im Verein mit ausschlaggebenden Thätigkeiten und Beziehungen der Gegenwart, die in unzweideutiger Weise auch bereits die Schlussfolgerung auf das Kommende enthalten.

Hier also wird die künstlerische Erfindungskraft stets so einsetzen können, daß sie geschichtliche, religiöse, mythische Gegenstände aus sich selbst erklärt. Der Schlüssel zum Bilde liegt im Bilde selbst. Sind wir aber alle Technik und äußere Betrachtung hinaus, so liegt der Hauptgenuß eines Bildes denn doch vor Allem im Erkennen des ethischen Verhältnisses der Figuren zu einander. Findet der Künstler aber jenen Kulminationpunkt, weiß er aus eigener Phantasie ihn zu erschaffen, kennt er das Gesetz der inneren Telegraphie der Geberde, wie es zum Beispiel Raffael Sanzio auf seinen großen Kompositionen so geistreich und unerschöpflich beherrscht, dann wird sich herausstellen, daß dieser kulminirende Augenblick, richtig erfaßt, auch stets die größte Summe von rein malerischen, kompositionell-architektonischen Momenten enthält und dem Maler ausdrängt. Wie gesagt: die eigentliche Katastrophe enthält durchaus nicht immer diese größte Summe an plastischen, mimisch sprechenden Reizen, die bei kraftvollen Komponisten, die die Geberdensprache der Verkürzungen und Ueberschneidungen kennen, sich im Kulminiren einer Situation selbst ausdrückt. Man nennt jenes sich ergänzende Zusammenspiel der Kräfte und Geberden in einem historischen Bilde wohl auch das Dramatische der Auffassung. Und die Forderung, daß ein solches Bild einen geistigen Mittelpunkt, eine Einheit ideeller Natur habe, ergibt sich eben daraus, daß eine solche Einheit, auf die sich Alles bezieht, von der es gleichmäßig bestimmt ist, in Mienen, Stellungen und sonstigem Thun, die wechselseitige Erläuterung ermöglicht, auf deren Grund unser Schlußvermögen Sinn und Bedeutung einer malerischen Handlung erfaßt.

Es ist oft gesagt worden, der Gegenstand müsse dem Maler und dem Publikum vorher bekannt sein; ohne diesen Umstand sei überhaupt kein Verständniß irgend eines Bildes aus sich selbst heraus denkbar. Wer nie in der Bibel gelesen habe, könne unmöglich wissen, was es bedeute, wenn da ein nackter Mann mit einem Kranze von Dornen um den Kopf sige. Er

müsse von außerhalb des Bildes schon wissen, Das sei Christus und es handle sich um die Dornenkrone. Der Vortheil der biblischen Geschichte für die Maler aller christlichen Epochen sei es, daß jeder Beschauer schon von vorn herein die Kenntniß des gemalten Motivs und seiner religiösen Bedeutung mit sich bringe. Das Selbe sei im Alterthum der Vortheil der Künstler beim römischen und griechischen Götterglauben gewesen. Jedermann habe eben gewußt, daß der nackte Mann mit dem Dreizack Neptun sei, und so müsse man natürlich von Gerda, Botan und den Reifriesen, von Baldur und Skirnir wissen, wenn man ein Bild aus nordischer Mythologie verstehen wolle.

Diese Sätze sind in Wahrheit nur ganz bedingt richtig. Sie treffen thatsächlich nur die — ich möchte sagen — grammatische Benennung des Bildes. Des Künstlers erfindende Kraft beginnt erst in dem Augenblick, wo der Mann mit dem Dornenkranz, sei es durch die Haltung seines Kopfes, durch den Ausdruck seines Antlitzes, durch das Thun und die Haltung seiner Umgebung uns verräth: erstens, daß er leide, zweitens, daß er unschuldig leide. Und erst dann wird dieser Leidende wirklich zum Christus, wenn des Künstlers darstellende Kraft so groß ist, daß er den mimischen Moment des Leidens auszuwählen weiß, der unser eigenes Mitgefühl erweckt. Einerlei, ob wir wissen, daß dieser Mann auch nebenbei Christus hieß: das Bild erfüllt seinen Kunstzweck erst in dem Augenblick, wo es zugleich seine ethische Mission erfüllt, nämlich, uns zu rühren durch den Anblick unschuldigen Leidens.

Die großen Künstler aller Zeiten haben es verstanden, die biblischen Motive so zu gestalten, daß all ihre Erfindungskraft darauf ausging, den Schlüssel der Sache ins Bild selbst zu verlegen. Diese Aufschlüsselung des Dargestellten in wechselseitiger Beleuchtung von Geberden, Thun und Handlung ist identisch mit der Umwandlung des ganzen Gegenstandes in ein allgemein menschliches Motiv. Sobald ich aus der Handlung schließen kann, was sie bedeutet, und zwar so schließen, daß mein sittliches Interesse, sei es Rührung, Bewunderung, leidenschaftliche Mitfreude, sympathetisches Mitempfunden, in irgend einem Sinne unwillkürlich dabei theilhaftig ist, so ist auch sicher durch den Künstler der historische oder sonstige Vorgang auf ein allgemein menschliches Motiv gebracht. Und dieses als solches enthält das künstlerische Interesse zum Unterschied vom historischen. Der Vorwurf allgemein menschlicher Art, der sich dem Künstler aus der individuellen Geschichte ergibt, muß uns packen; und es ist dann einerlei, ob es die Krönung Karls des Großen oder König Wilhelms in Königsberg ist. Die historische Benennung ist die Nebensache; künstlerisch interessant wird sie erst, wenn der Vorgang einer Krönung überhaupt in all seinen mimischen Reflexen, Wiedererspiegelungen in Geberden und Mienen der Zuschauer malerisch exponirt und durchstudirt ist. Erkenne ich dann am Portrait, daß der König die Züge Wilhelms des Ersten trägt,

nun, so ist der allgemeine menschliche Vorgang lokalisiert und damit gewiß sein ethischer künstlerischer Reiz erhöht. Aber diese Benennung und Lokalisierung kann und soll nicht der Ausgangspunkt der künstlerischen Wirkung, sondern nur eine Zugabe sein. Eben so ist das malerische Interesse des historischen und sonstigen Kostüms Zugabe. Jedes Genrebild lehrt uns, daß der normale Mensch die Fähigkeit hat, ein Bild aus sich selbst zu verstehen, ohne gelehrte Beigabe. Der Genremaler benennt seine Figuren nicht. Trotzdem er am Stärksten individualisiert: keine einzige von den Dorfschönen Bantiers in der Tanzstunde, keine einzige von Desvreggers Sennerinnen trägt einen Namen, der irgend Etwas zur Sache bedeute. Und doch, ja gerade deshalb verstehen wir Sinn und Erfindung all dieser Bilder sofort, ohne jeden Kommentar. Das Leben erklärt sich in ihnen durch das Leben selbst.

Es gilt auch für die historische Kunst, daß sie die Geschichte, Religion und Sage durch das Leben erklären müsse. Alles Andere mögen Historiker, Mythologen und Religionsforscher auf ihre Weise thun; dem Künstler wie dem Dichter aber ward die Aufgabe, das historisch oder mythisch Benannte zu einem Unbenannten zu machen, das uns bekannt ist. Es wird uns bekannt dadurch, daß wir es auf das Leben überhaupt beziehen können, und zwar unmittelbar, nicht durch Zwischengedanken, Gestaltumdeutungen, Allegorien. Die Mutter Maria mit dem Kinde ist uns in diesem Sinne durch große Künstler im Lauf der Jahrhunderte eine gute Bekannte geworden, nicht, weil sie Maria heißt und ihr Kind den Namen Jesus trägt, sondern, weil wir Hunderte von Müttern in Wirklichkeit sehen, die ihr Kind ähnlich an die Wange schmiegen, so daß das religiöse Bild der Ausdruck des allgemeinen menschlichen Mutterglüdes und Mutterleides geworden ist, der sich überall aus sich selbst erklärt und keiner Erläuterung von außen bedarf. Und wenn der Künstler sein Bestes gethan hat als religiöser Mann: sein Bestes konnte er auch dann nur darin thun, daß er eine Mutter mit dem Ausdruck weisevoller Stimmung gab, und seine Maria wird auch nur das geweihte Weib sein, wie es im wirklichen Leben sich selbst weiht und adelt.

In diesem Sinn ergibt sich, daß die Kenntniß des künstlerischen Motivs keineswegs mit dem Verständniß eines Bildes etwas Ernstliches zu thun hat oder zu thun haben darf. Der Künstler, der Kunstgenuß bedient sich nur eines Sinnes, um auf das Schlußvermögen des Gehirnes zu wirken. Sein Bild ist nur ein vorübergehender Moment; und doch liegt das Verständniß bei allen figurenreicheren Kompositionen nicht in Dem, was das Auge sieht, sondern in Dem, was der Geist aus Allem schließt, was sich zwischen den sichtbaren Symptomen ereignet. Es ist wie mit den Intervallen der Musik. Wir hören sie nicht, denn sie sind gerade das Unhörbare, die Differenz zweier wirklich vernommenen Töne, Afforde. Aber gerade in

diesem ungehörten Zwischenraum, in diesem Intervall liegt der geistige Ausdruck der Musik. So ist der geistige Ausdruck bildender Kunst stets auf Das gestellt, was ich die Intervalle des Gesichtes nennen möchte, zum Unterschied von den Intervallen des Gehöres. Und wenn der Maler als technischer Künstler und Neugestalter der Natur all seine malerische Freude an wirklich gesehenen Farben und Gestalten hat und erweckt, so wird seine erfindende und damit erklärende Phantasie gerade immer an die an sich nicht sichtbaren Intervalle des Augenscheines anknüpfen, um Sichtbares durch Unsichtbares zu ergreifendem Mitthandeln unseres Gemüthes zu veranlassen. Die Wirkung einer perspektivischen Verkürzung mit all den Ausdrucksmitteln der Gewalt und Anmuth, die darin liegen, gleicht ganz der eines Intervalls in der Musik.

Ein Werk wie Lionardos „Abendmahl“ ist so wunderbar ausdrucksvoll, weil der Künstler mit seiner mimischen und sonstigen Erfindung getrachtet hat, ganz aus Mitteln des Bildes selbst zu wirken. Wir können allerdings nicht wissen, ohne Bibellenntniß, daß der Mann in der Mitte Jesus heißt und ein Anderer Judas. Aber aus dem Bilde selbst erkennen wir, daß hier ein edler Lehrer und Weiser, umgeben von seinen Anhängern, beim Mahle sitzt, daß er irgend eine Aeußerung thut, er sei ein verlorener Mann, mit dem es zu Ende geht, daß die Ursache davon unter den Anhängern selbst sein müsse. Jede Geberde lehrt in verschiedenen Abstufungen diese Thatfachen. Die Geberde des Jesus zeigt deutlich einen Mann, der sich selbst aufgibt. Die Geberden der Jünger verrathen die Frage nach dem Schuldigen. Ja, sogar, daß es sich um einen Verrath durch Einen unter ihnen handeln müsse, lehren die Geberden selbst, lehrt das Benehmen des Schuldigen, der Seitenblick des Helden im Mittelpunkt. Das Alles würde ein lebhafter Geist lebiglich aus den Stellungen und Mienen der Figuren im Bilde schließen können, auch wenn er aus den einsamsten Winkeln Indiens käme und nie Etwas von Jesus und seinen Jüngern gehört hätte.

Kaulbachs geniale Kompositionen zur Sintfluth reden aus sich selbst die selbe Sprache eines gewaltigen Ereignisses. Wir brauchen nie Etwas von der biblischen Sintfluth gehört zu haben: wir erkennen an den Bildern, daß es sich um das Elementarereigniß einer allgemeinen Hochfluth handelt, wir sehen es an den Bestien und den zusammengetriebenen Menschen. Kultur und Natur aus allen Tiefen und Höhen sehen wir zusammen vor den Wasserwogen nach Rettung streben, verzweifeln, im Untergange noch nach Fortpflanzung trachten: ein Schauergemälde, das gar keiner Erklärung bedarf, sondern Alles erzählt, was das Wesen einer Alles erfäufenden allgemeinen Hochfluth ausmacht. Wir kennen eine andere Komposition der Sintfluth, wo man nichts sieht als ein weites Meer, auf dem einsam ein Raften schwimmt. Kein Mensch könnte auf eine Sintfluth dabei rathen,

d. h. auf Das, was diese Fluth war; der Künstler hat eine vielleicht stimmungsvolle Zeichnung gemacht, aber er setzt Kenntnisse voraus in besonderem Sinne, er illustriert nur, statt zu komponiren. Man muß wissen: Das, was da schwimmt, soll die Arche Noah sein. Ein Künstler aber, der uns schildern wollte, was diese Arche wirklich war, brauchte nur zu all den Bildern des Entsetzens die Arche so zu malen, daß wir sie sammt all ihren Paaren von reizenden Thieren, Vögeln und Menschen sehen. Aus dem Kontrast zwischen den in Verzweiflung Untergehenden gegen die Geberden der auf der Arche Besindlichen würden wir schließen: Das sind die Geretteten, die Fortpflanzler der Geschlechter nach dem allgemeinen Untergange. Und damit hätte der Künstler die ganze Geschichte von der Sintfluth ihrem wesentlichen Kern, ihrem Sinn, ihrer Bedeutung nach uns vollständig erzählt, ohne daß uns jemals der Name Noahs vorgekommen zu sein brauchte. Auch hier aber wird man erkennen, daß der Maler Kulminationspunkte des gesammten Geschehens auswählen würde, die ihm zugleich die größten rein malerischen Vortheile sichern. Schon die großen Kontraste selbst sind ja immer auch das für das malerische Auge Wirksamste, Dankbarste. Wir stoßen hier auf ein geheimnißvolles Gesetz des Zusammenhangs unserer rein künstlerischen Augenempfindung mit der Logik des Anschauens. Große Kontraste erregen unser Schlußvermögen am Leichtesten; aus der Durchbildung der sachlichen Kontraste, der Erfindungskontraste, rathen wir am Schnellsten auf den Sinn der Geberden und Stellungen. Und siehe da: indem der Künstler seine Phantasie rein sachlich in diesem Sinne walten läßt, der Alles im Bilde aus sich selbst aufschließt unter Mithilfe der Kontraste, gewinnt er auch alle Möglichkeit zur vollkommensten malerischen oder plastischen Wirkung mit Gegenfüßen. So trägt Eins das Andere. Ein wohl aufgespärter „Vortheil“ enthält in sich eine unendliche Reihe weiterer „Vortheile“.

Diese Grundsätze über das Wesen der malerischen Erfindung sollen nur den ganz allgemeinen sachlichen Entwurf betreffen. Ein richtiger Geberdensinn wird dabei oft mit größter Leichtigkeit das Sachverständniß schaffen, wo ein verdorbener Geberdensinn weite Umwege machen muß. Auf die feinen Gesetze der Geberdung selbst und ihre Ausdrucksmittel, auf die Sprache der Ueberschneidungen, auf perspektivisch gesehene Geberden und ihre natürliche Symbolik der Kräfte soll hier das ergänzende Nachdenken des Lesers nur hingewiesen werden.

Steglich.

Wolfgang Kirchbach.



Todesangst.

Es war halt was Schreckliches, ja, ganz schrecklich wars, diese Angst von dem Kind vorm Sterben“, erzählte mir die alte Bäuerin. „Mein Gott! leicht wüßts ja Keinem, wann er einmal weiß, daß 's Ernst wird: aber so wie das Kind sich g'fürchten hat, Das hab' ich noch nie d'erlebt. Freilich: wenn man erst siebengehn Jahr' alt ist und die Welt ist Einem noch so neu und so schön und man meint, was Alles noch kommen wird und wie schön Das sein wird und wie gut, — dann ist's ja auch kei' leichte Sach', von Allem fortzugehen, noch eh' man was davon g'habt hat. Und das Kind war akkurat so wie mei' Tochter selig: so voll Lebensdurst und voller Hoffnung. Und so ist's an dem armsäligen Leben g'hangen, wie Unserer, was alt ist und müd' und mehr g'weint hat als g'lacht auf der Welt, an sein' Glauben hängt und an sein' Gott. Die Mutter, mei' arme Tochter, und der Vater sein ihr wegstorben g'wesen. Nur mich hats g'habt, das Häscherl, nur die alte Großmutter. Daß ich schwach war gegen mei' einzig's Enkelkind und daß ichs verzogen hab' und verhätschelt, wird wohl kei' Sünd' g'wesen sein. Hab' ja nig mehr g'habt auf der Welt als das Menschel! Und a sein's Ding ist's g'wesen, hübsch und aufg'weckt, hat gut g'lernt in der Schul', und nähen hats können und sticken, daß man schon sei' Freud' hat d'ran haben können. Blonde Böp' hats g'habt, lang und schwer, und auf die hat sie sich oft g'jeht und hat g'lacht dazu. Und so ein feines W'fächerl, wissen's, hats g'habt, gar nicht so, wies die Nabeln auf'm Land sonst haben: nein, fein und schmal und blaß und zwei großmächtige Augen d'rin, blaue Augen, und die haben Eimen so treuherzig ang'shaut und so unschuldig...

A rein's Kind ist's noch g'wesen, die Toni. Keine Spur von einer Diebsthaft, nicht einmal noch einen Gedanken d'ran. Aber die Buam haben schon Augen g'habt auf sie. Hübsch wars ja und blutjung. Und auch sonst war Alles in Ordnung bei ihr. Ihr Häusel hats g'habt und an Aller dazu und a große Wiesen und a paar Röh'; und in der Sparkassa ist Geld g'legen für sie: an die zweitausend Gulden. Damit hab' ichs aussteuern wollen, daß Gott erbarm! Und sie sein' auch schon herumg'schlichen um sie, die Freier... Für ein so feines Böggerl findet sich immer eine Kap', die's einsangen will. Mehr als eine! Aber sie? Ja, lachen, lustig sein, Spasetteln machen, da war sie schon dabei; aber schon Ernst machen? Nein! Daran hat sie noch nicht denkt.

An einzig's Mal hats tanz. Sie hat nicht dürfen. Auf der Brust wärs schwach, hat der Doktor g'sagt. Das hätt's von ihrem Vattern selig g'erbt. Ich mücht's nicht zu früh tanzen lassen. Also ein einzig's Mal hats die Freud' g'habt. Wies herum g'flogen ist die ganze Nacht! Und wies glücklich war! Hofirt ist sie worden und Jeder hats haben wollen zum Tanz. Nein auf'sässig waren ihr die Nabeln, . . . die noch oft g'mug haben tanzen können, wie sie schon in der Erd' g'legen ist. War nicht nötig, ihr neidisch zu sein, dem Häscherl! . . . No, und dann hats halt ang'fangen, zu husten und zu husten und hat halt nimmer wieder aufg'hört . . .

Zwei Doktoren hab' ich g'habt, einen vom Ort und einen von der Stadt. In Nabeln hab' ichs g'schleppt und Milch hats trinken müssen, daß schon ein' wahren Grausen kriegt hat vor der vielen Milch . . . und essen hats

müssen und Pulver schlucken, und Alles hats gethan, um nur wieder g'sund zu werden. Fromm war's g'rad nicht sonderlich: so ein junger Mensch hängt noch zu viel an der Welt, als daß ihm viel übrig bleiben könnt' für den Herrgott. Und seit's krank g'worden war, wars noch weniger fromm. Sie hat eine förmliche Scheu g'habt vor der Kirchen, hat immer g'storen drinnen, und wenn auf der Kanzel was vom Tod ist g'sprochen worden, hat sie sich erschreckt. Sie hat nicht d'ran erinnert werden wollen; und wenn ihr schlechter war, hats ang'hoben, zu weinen und zu zittern: Großmutter, gelt, ich muß sterben? Natürlich haben wir ihr Das ausg'redt. Ein' alten Menschen oder Einem, der Ordnung machen muß vor sein' End', kann man ja die Wahrheit sagen. Aber so' ein jung's Ding, Das verbarnt Einem halt. Beichten hats auch nicht wollen, hat immer gleich auf die Sterbesakramente denkt, . . . und wies einmal so schwach war, daß in die Kirchen nicht mehr hat gehen können, hab' ich halt vom Beichten nix mehr g'red't. Zu was denn Einem zwingen zu so was? Und wenn gar Eins a solche Angst hat davor!

Aber die Weiberleut', wie sie nun einmal schon sein, und die alten Brüber, die dem Herrgott die Ohren vollkrauzen und sich einbilden, daß ihm Das g'fällt, die haben keine Ruh' net geben. Versündigen thät' ich mich! Und das Kind käm' in die Höl', wemms ohne die letzten Sakrament' versterben thät'. Ganz krank haben's mich g'macht mit ihren Reden. . . Aber wenn ich das Kind ang'shaut hab' und seine Angst g'sehen hab' vor'm Tod, hab' ichs halt immer wieder verschoben und hab' nix zu ihr g'sagt. Ja, wenn wir noch unseren alten Herrn Pfarrer g'habt hätten, der die gute Stund' selber g'wesen ist! Aber Der war fort; und sein Nachfolger, der Herr Kaplan, der ihn vertreten hat, wie er krank war und in ein Babel hat g'schickt werden müssen, der Herr Kaplan, Das war so Einer, der viel in seine Bücher 'guckt hat und noch wenig in die Herzen. Seine erste Seelsorge wars; und die Herren, wenn sie so frisch aus dem Seminar kommen und noch so jung sind und so unerfahren, dann hab'ns halt gewöhnlich gar zu viel Eifer und meinen, daß' streng sein müssen, die jungen Herren. Er war halt auch so viel streng, unser Herr Kaplan, und g'zittert hab'ns, die Wabeln, wenn er 'predigt hat oder wann's zu ihm sein beichten 'gangen. Ich hab' auch g'zittert vor ihm: er hats ja g'wußt, wie schlecht es steht mit meiner Enkelin. Und so bin ich ihm immer ausg'wichen, . . . aus lauter Angst, daß er mich anreden könnt' und mich fragen, warum ich ihn denn nicht rufen laß' zu dem Kind.

Ostern ist früh g'fallen in dem Jahr. Recht kalt wars in der heiligen Wochen, und das Kind hat die rauhen Märzwind' g'spürt. Frei, nicht aufg'hört hats mit dem Husten und Husten und hat den Schleim heraufwürgen wollen und nicht können. Und ich bin bei ihr g'essen und hab' dem Jammer zug'shaut. . . Vorbereiten sollt' ichs aufs nahe Sterben: damit sein's mir halt Tag und Nacht in die Ohren g'legen. Und den Kaplan sollt' ich holen lassen, eh's zu spät ist. Sie hat ihn ja gar nicht 'kennt, den Herrn Kaplan. Wie er kommen ist ins Ort, wars ja schon krank. Beichten war sie nicht bei ihm g'wesen und g'sprochen g'habt mit ihm hat's kein einzig's Mal. A paaromal hats ihn predigen g'hört. Aber da hat er g'rad vom Sterben g'red't und da hats nimmer gehen wollen zu seine Predigten. Ich hält' mir gar nicht 'traut, von ihm zu reden. G'surchten hat sie sich vor ihm. . . Und am Leben is' noch immer g'hängt wie Einer, der

verhungert, an ein' Stück Brot. Aber grauslich war mir schon, wann ich nachdenk hab', daß' sterben könnt' ohne Sakrament.

Wie ich so am Gründonnerstag, nach die Ceremonien in der Kirchen, in der Kuchel steh' und was loch' für das Kind, seh' ich den Kaplan daherkommen: affkurat auf unser Häusel zu. Ich mein', mich rührt der Schlag. . . Und richtig: er kommt herein, zu mir, in die Kuchel. Herrgott im Himmel! Jetzt ist es da, das Unglück, dent' ich und laß' was fallen in meiner Todesangst. . . Riß' d' Hand, Hochwürden, sag' ich. — Gelobt sei Jesus Christus, sagt er. — In Ewigkeit, Amen, sag' ich. Und dann laß' ich in meiner Noth, ganz dumm laß' ich und sag': Kalt ist's heut', Hochwürden. . . Er laßt nicht, schaut mich streng an und sagt, daß er kommen ist, um meine Enkelin zu sehen. Eine schlechte Christin müß' ich sein, sagt er, daß ich ihn nicht längst schon hätt' holen lassen. Der Herr Doktor hätt' ihm g'sagt, daß es bald aus sein wird mit dem Mabel. . . Da hat's mir ein' Ruck 'geben, so wie ein' Stoß aufs Herz. . . Sie quält sich halt so, hab' ich g'sagt. War so viel quält sie sich, Hochwürden, und will doch nicht sterben. Ein' schrecklichen Grausen hats vor'm Tod, wie Alle, die nicht fortgehen wollen. . . Da könnt' nur der Glauben helfen, hat er g'meint. Wer Gott liebt, fürchtet den Tod nicht. — Ich hab' nig' g' sagen g'wukt darauf. . . Aber wie er hinein hat wollen zu ihr, hab' ich mich ihm in den Weg g'worfen. Hochwürden! hab' ich g'sagt und die Stimm' hat mir so 'zittert, daß ich die Wort' frei nicht heraus 'bracht hab', Hochwürden, sie weiß nicht, daß' so krank ist. G'und möchts wieder werden, und darous hoffts und darum betets. . . Da hat er mich wegg'shoben mit der Hand. — Ich thu' ihr ja nig', hat er g'sagt und hat mich streng ang'schaut. Aber wie eine Heidin darf man sie doch nicht versterben lassen. — Dann ist er hinein zu ihr und ich bin ihm nachg'schlichen. . .

Wies ihn g'sehen hat in sein' schwarzen Kleid, is so weiß worden wie das Tüschel, das' in der Hand g'halten und in das' immer 'neing'spußt hat, wann's den Schleim hat herausbringen können; und hat mich ang'schaut mit ihre großen, blauen Augen und 's Wasser ist ihr in die Augen g'schossen. . . und ganz stad, ganz stad, als ob's mich was Schreckliches fragen wollt', hat's g'sagt: Großmutter!? Nur: Großmutter?! Sonst nig'. Aber die ganze Angst, der ganze Grausen ist heraus 'kommen in dem ein' Wörtel. . . Und mir ist so heiß g'worden, als wenn mich Einer bei die Haar' in die Höß' ziehen thät'. . . Herrgott! wenn ich in der Stund' hätt' krank sein dürfen für das Kind, sterben für das Kind: tausend Jahr' Fegfeuer hätt' ich gern auf mich genommen und dankt hätt' ich ihm noch dafür, dem Herrgott, auf den Knien hätt' ich ihm 'dankt. . .

Der Herr Kaplan ist hin'gangen zu ihrem Bett und hat ihr die Hand 'geben. Und sie hat ihr schmal's Fandertl hineing'legt in sein' Hand und hat auf'schaut zu ihm, so voller Angst, daß' ein' Stein hätt' derbarmen können, und hat g'sagt: Es geht mir wohl recht schlecht, weil's zu mir kommen? Und so jung hat's ausg'schaut in ihrem Bettel und so unschuldig, g'rab' so wie ein Kind. Abg'magert wars, durch die Fandertln hätt' die Sunn' scheinen können, und die blonden Haar' sind ihr ums Köpferl g'legen wie eine Kron' oder wie ein Heiligenschein. Rei' Sünd' auf der Seel', nicht einmal ein' unreinen Gedanken; nur anschau'n hat mans brauchen, um zu wissen, daß' Die rein war. Bloß von ihrem jungen Leben hats nicht lassen wollen und Das war ihre einzige

Blind'. Das Herz hat mir g'klopft zum Zerspringen bei ihrer Frag'. Herr Jesus! Was wird er ihr d'rauf sagen!

Er hat sich b'sonnen. Nicht lang. War nicht lang. Dat's ang'schaut dabei und hat die Hand auf ihr blond's Köpferl g'legt. Und alle Streng' war fort aus sein' jungen Gesicht; mitleidig und gut hat ers ang'schaut und hat g'sagt zu ihr: Nein, mein, es geht nicht schlecht. War nicht schlecht gehts . . .

Es war eine Lug'. Und ich glaub': in sein' ganzen Leben hat er nie nicht g'logen g'habt. Aber ich mein' auch: für die Lug' wird ihn der Herrgott nicht strafen.

Und dann hat er sich g'legt zu ihr und hat mit ihr 'plauscht: so wie ein g'scheiter älterer Bruder mit sein' klein' Schwesterl. Er hätt' doch einmal kommen müssen zu ihr, hat er g'sagt, weil sie nicht zu ihm 'kommen ist. Und weil er g'rad' am Häusel vorüber 'gangen wär', hätt' er ihr halt einen Besuch gemacht. Und sie möcht' sich nicht fürchten vor dem lieben Gott, hat er fortg'fahren. Beten solls, recht andächtig beten und recht, recht viel Vertrauen zum Herrgott haben. Geduldig solls sein und nicht murren, weils krank ist und leiden muß, und Angst darfs schon gar nicht haben. Wenns keine Angst hat und Gebuld hat und Vertrauen zum Herrgott, wirds wieder aufstehen können und g'sund werden. So hat er g'sprochen mit ihr. Und ganz unvermerkt hat ers dahin 'bracht, daß von selber hat beichten und das heilige Sakrament empfangen wollen. Während's 'beicht' hat, bin ich hinaus in die Kuchel und hab' da 'betet und hab' g'weint. Und wie er wieder fort ist, hätt' ich ihm gern die Händ' 'küßt und sein heilig's Kleid. Aber er hats nicht leiden wollen.

Ganz lustig wars nach seinem Besuch und rothe Wangeln hat's g'habt. Und mit der Angst wars vorbei. Und 'beten hats ihn, er möcht' wieder kommen zu ihr. Und er ist auch 'kommen: jeden Tag. Hat ihr vorg'lesen aus schönen Büchern und hats aufg'setzt, wanns hat husten müssen, und hat's immer gedöstet und auch bedauert wegen ihrer Leiden. Ordentlich fromm ist's mit g'worden, das Menschel, und hat so andächtig 'betet wie nie in ihrem jungen Leben. Und er hat's bestärkt in ihrer Hoffnung und hat oft davon g'reb't mit ihr, wies sein wird, wenns wieder aufstehen kann und in die Kirchen kommen wird zu ihm . . . Und dazu hats freudig g'nickt mit dem Köpferl und hat sich der Heiligen Jungfrau verlobt und ihr eine Altarbede versprochen, die's hat stiden wollen, wanns einmal so weit wär', daß' in die Kirchen gehen könnt' . . . Und so ist das Hascherl sanft hinübergangen: vierzehn Tage nach dem Heiligen Osterfest, ohne Angst und voller Hoffnung. Der Herr Kaplan hat ihr die Hand g'halten im Todeskampf und sie erst mit dem Heiligen Del begossen, wies schon nitz mehr g'wuht hat von sich . . . Und dann hat er ihr die Augen zu'druckt und hat sich niedergekniet und hat für sie gebetet.

Gott weiß: ich hab' für Viele gebetet in mein' Leben: für Lebende und Verstorbene, für Freunde und auch für Feinde. Aber für den Mann, für unseren Herrn Kaplan, hab' ich doch am Allermeisten gebetet: daß Gott ihm vergelten möcht', was er Gutes an dem Kind gethan hat. Denn ich kanns ihm nimmermehr vergelten, und wenn ich die Kaiserin wär' im Land. Das kann nur der Herrgott selber thun. Amen."



Italiens Noth.

Die letzten Jahre brachten meiner Heimath Italien mehrmals Unruhen, die weithin Interesse erregten. Die Revolten in der Liguriana und in Sizilien (1894), der vorjährige Aufruhr in Mailand und anderen Städten: es sind Symptome eines Unheil verkündenden Zustandes. Da ist es begreiflich, daß viele Berufene und noch mehr Unberufene das Bedürfnis empfanden, eine öffentliche Erläuterung der Lage zu versuchen. Das größte Aufsehen war dem Buch des Soziologen Nicosforo, „L'Italia barbara“, beschieden. Wie früher schon Massimo d'Azeglio und nach ihm Lombroso, so behauptet jetzt Nicosforo, Italien sei äußerlich zwar geeinigt, innerlich aber nicht fest zusammengefügt. Er theilt sein Vaterland in zwei ganz bestimmte Zonen; die Grenze bildet für ihn eine Linie, die er von der Südspitze Korsikas über Rom nach Albanien zieht. Oberitalien, sagt er, sei kulturell sehr entwickelt, während Süditalien im Rückstand geblieben sei. Für diese Behauptung bringt er statistische Ziffern, anthropologische und wirtschaftliche Daten als Beweise. Er beginnt mit der Kriminalität. In demselben Verhältniß, wie die Durchschnittsziffer der Verbrechen gegen die Person mit dem Fortschreiten der Kultur sinkt, steigt, so sagt er, die der gegen das Eigenthum verübten. „Der Verbrecher wirt den Dolch und das Gewehr von sich, er zieht den Frad und weiße Handschuhe an und operirt gegen den guten Glauben ehrlicher Leute.“ Während der Jahre 1890 bis 1894 war der Durchschnitt der Verbrechen gegen die Person in Norditalien auf je 100000 Einwohner 142,67, in Mittelitalien 279,86 und in Süditalien, die Inseln inbegriffen, sogar 460,69. Erscheinungen wie die Mafia in Sizilien, die Tomorra im neapolitanischen Gebiet, das Banditenthum in Sardinien findet man in Oberitalien nicht. Das selbe Gesetz der Umwandlung der Verbrechen — schon Marx meinte, die Industrieritter hätten die Wegelagerer verdrängt — ist überall zu bemerken, wo Rückstand und Fortschritt in demselben staatlichen Gefüge bei einander wohnen; so in den Weststaaten Nordamerikas und in den nördlichen Provinzen Brasiliens. In der Türkei, die zum größeren Theil noch den Zustand der Halbwildheit zeigt, ist das Brigantenthum chronisch und die Banditen sind im Staat ein Faktor, mit dem man sich abfinden muß.

Noch wichtiger sind die statistischen Angaben über das Schulwesen für die Beurtheilung des Kulturstandes. In dem Bericht der Kommissare für das Unterrichtsministerium zu Washington wurde 1896 mitgetheilt, daß in Dänemark von je 100 Einwohnern nur 0,49 des Lesens und Schreibens unkundig sind, in Deutschland 2,49, in England 3,49 und in Frankreich 3,50. Dagegen steigt der Prozentsatz in Rußland auf 36,00, in Polen auf 39,82 und in Portugal sogar auf 67,35. In Italien finden wir im Norden 40,86, im Süden 75,19 Analphabeten. Von hundert Kindern zwischen sechs und zwölf Jahren besuchen in Oberitalien 88, in Mittelitalien 67 und in Unteritalien nur 47 die Schule. Im Jahre 1892 waren unter den Rekruten in Norditalien 24,68, in Mittelitalien 44,54 und in Süditalien 57,04 Analphabeten. Unter den verlobten Paaren, die sich beim Standesamte meldeten, waren im Jahre 1893 von je hundert 6,31 in Turin und 9,02 in Neapel völlig unwissend.

Den selben Gegensatz finden wir in der Landwirtschaft. So schreibt der Abgeordnete Franchetti, der wegen seines Versuches, eine agrarische Kolonie

größten Stils zu schaffen, bekannt wurde, in seiner Abhandlung „Provincia meridionali“: „Dort unten ist der Ackerbaubetrieb noch im Zustande der Barbarei. Man sieht Hügelketten, die zur Anlage von Feldern wie gemacht scheinen, — sie sind kaum bebaut; der Grund und Boden liegt entweder brach, oder er wird mit ganz veralteten Pflugscharen bestellt.“ Riceforni beschreibt in beinahe lyrischer Stimmung die sardinische Landschaft. Er sagt: „Der Zug braust durch weite, trostlose, wilde Latifundien. Die Natur schwelgt hier in der ganzen Kraft urwüchsiger Vegetation; aber das Wasser läßt man versumpfen und die Luft verpestet. Wie herrlich ist eine Abendwanderung durch diese Landschaften! Die Ebene dehnt sich weit vor unserm Blick, der bläuliche Rauch der zerstreuten Hirtenfeuer steigt in der Ferne durch die Abenddünste auf und zerflattert hart und zielrich; die verbrannten gelben Kräuter machen in der Einförmigkeit ihres Farbentones einen trostlosen Eindruck. Hin und wieder schießt ein frei weidendes Pferd beim Nähen des Eisenbahnzuges mit flatternder Mähne; weit und breit sieht das Auge nur Haide, unterbrochen von schwärzlichen Stellen, gestreift von Hecken des dornigen Feigenkaktus.“

Die statistischen Zahlen, die wie ein Thermometer Reichthum und Armuth eines Landes anzeigen, beweisen am Besten, wie sehr auch im Ackerbau der Norden dem fruchtbareren Süden überlegen ist. Und auf den Ackerbau ist Italien noch von der Natur angewiesen. Aber die intensive Kultur, ohne die kein anderes Land mehr den Wettbewerb ertragen kann, hat sich nur in wenigen Landesheilen den Boden erobert. Darüber belehren uns die folgenden Zahlen:

Extensive Kultur Intensive Kultur
(für 100 000 Hektar)

Norditalien	17 010.	26 903.
Mittelitalien	19 333.	27 572.
Süditalien nebst den Inseln	20 081.	10 532.

Unteritalien hat nur eine einzige Industrie, den sehr primitiv betriebenen Bergbau. Sizilien hat 27 680, Sardinien 9 800 Bergarbeiter. Das ist Alles, was der Süden dem frischen industriellen Leben des Nordens gegenüberstellen kann.

Industrie-Statistik für das Jahr 1893.

	Oberitalien	Süditalien
Webereien (Angestellte)	4 958 (278 896)	963 (17 423)
Anderer Fabriken	32 259	10 748
Dampfessel	3 994	465
Patente	620	62
Strikes	100	26

Nach den Berechnungen der Banken fallen in Oberitalien auf jeden Einwohner 9 Lire 68 Centesimi, in Unteritalien dagegen nur 5 Lire 98 Centesimi für escomptirte Wechsel.

Zum Verständniß dieser Zahlen sei noch hervorgehoben, daß das Verhältniß Norditaliens zu Süditalien in Bezug auf Bevölkerung wie 5 zu 6 ist.

Der Nationalökonom Rorpurgo sagt über das Mißverhältniß der beiden Theile seiner Heimath: „In Süditalien ist das Leben noch ganz primitiv; dort lebt man, als ob die Jahrhunderte der Kultur vorbeigeschlagen wären, ohne diese Gegenden mit ihrem auflebenden Hauch berührt zu haben.“

Mit gerechtem Stolz weist man darauf hin, daß es in diesem Jahrhundert

gelingen ist, die Sterblichkeit zu verringern. In Frankreich ist sie seit dem Anfang des Jahrhunderts von 34 pro Mille auf 22, in Norditalien von 41 auf 27, in Rom von 39 auf 26 gesunken. Die Verminderung der Geburten, die durch die Verminderung der Sterblichkeit einigermaßen ersetzt wird, ist ein Zeichen höherer Kultur. Auf je 1000 Einwohner verzeichnet die Statistik 33 Geburten und 23 Sterbefälle in Norditalien gegen 29 Geburten und 37 Todesfälle in den anderen Theilen des Königreichs. Auch die Durchschnittsziffer der Selbstmorde zeigt einen auffälligen Unterschied beider Theile: in Oberitalien kommen auf 1000 Einwohner 85, in Südbitalien 34 Selbstmörder.

Die Spielwuth dieser Neapolitaner hat Mathilde Serao in ihrem Roman „Schlaraffenland“ meisterhaft geschildert. Nicht nur das „Volk“, nein: auch die Aristokratie glaubt dort an „Seher“, die ihnen sichere Gewinnnummern für das Spiel angeben können. Diese Propheten werden abwechselnd verhässelt und grausam mißhandelt. Erst neulich wurden Leute bestraft, die dem „Seher“ Tagliari geschmolzenen Speck auf den Rücken tropfen ließen, um ihn endlich zur Angabe der ersehnten Nummern zu bewegen.

Im Durchschnitt verspielt der Italiener jährlich 2 Lire 80 Centesimi im Lotto; beim Neapolitaner steigt die Ziffer auf 15 Lire 75 Centesimi. Neben dem offiziellen Lotto existirt in Neapel noch ein unausrottbares Privatlottospiel — *giuoco piccolo* —, das riesige Summen verschlingt.

Niceforos Wahrnehmungen wird jeder aufmerksame Reisende bestätigen finden; er hat auch bis weit in den Kreis seiner politischen Gegner hinein — er ist Republikaner und haßt den Militarismus — Beifall und Zustimmung gefunden. So meint der durch sein Duell mit dem Dichter Cavalotti bekannte Abgeordnete Nicola in seinem Werk „L'Europa alla conquista dell' America Latina“, der Norditaliener scheine eher der Bruder eines Germanen als der eines Südbitalieners. In seinem Buch „Arier und Italiker“ hat Giuseppe Sergi behauptet, die um das Becken des Mitteländischen Meeres wohnenden Völker seien zu einer einzigen Rasse mit besonderer Schädelbildung zu zählen, zu einer Rasse, die bestimmt sei, von den Germanen verdrängt zu werden. Diesem Gedankengang folgt Niceforo; er sagt: „Bei den Ariern, also bei den Bewohnern Norditaliens, geht das Gefühl der Befehllichkeit und der Zusammengehörigkeit über das der Persönlichkeit, während bei den Südbitalienern das Persönlichkeitsgefühl schrankenlos ist. So stehen zwei grundverschiedene Charaktere einander gegenüber: bei der Rasse mit dem ausgesprochenen Gefühl der Individualität gedeihen die Meisterwerke der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft; bei der Rasse mit dem Sinn für Befehllichkeit und Zusammengehörigkeit hat sich eine fester zusammengefügte, besser geregelte Gemeinschaft herausgebildet, die weniger geräuschvoll und wankelmüthig und deshalb dem verständigen Fortschritt viel nützlicher ist.“ Daß aus Südbitalien die größten Meisterwerke der Kunst hervorgegangen sind, wird Niceforo freilich nicht leicht beweisen können; jeder Oberitaliener muß aber einräumen, daß seine südlichen Halbbrüder eine größere Fassungskraft, eine lebhaftere Phantasie und glänzendere Beredsamkeit besitzen.

Der Kulturhistoriker Domenico Bertì schrieb als Kultusminister in einem Bericht an den König über die Einwohner Südbitaliens: „Sie sind wie ein Heer von Barbaren, das in unserem Land sein Hordenlager aufgeschlagen hat.“ Und

wirklich unterscheidet sich ein Piemontese psychologisch und anthropologisch von einem Sizilianer stärker als landschaftlich und künstlerisch Neapel von Venedig.

In der letzten stürmischen Sitzung auf Montecitorio wurde ein Buch des Nationalökonomten Tito Canevaro: „L'Italia Presente e i suoi problemi morali economiei politici e finanziari“ erwähnt. Der Verfasser, ein Mann von höchst gemäßigten Anschauungen, meint, der Staat habe die Pflicht, sich mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln zu vertheiligen; er giebt jedoch unumwunden zu, daß auch die der Regierung dienbaren Parteien schwere Fehler begangen haben. Im Verhältnis zu dem nationalen Besitz und den Einnahmen des Landes sei Italien noch Spanien das Reich, das unter dem größten Steuerdruck und den höchsten militärischen Lasten leuße. Canevaro hofft noch auf eine friedliche Lösung, ermahnt aber die Besitzenden energisch, das persönliche Interesse nicht länger über das Gemeinwohl zu stellen. Er wünscht eine progressive Verminderung der drückendsten Abgaben, insbesondere der Grundsteuer — *Fondaria* —, die bis zu einem Fünftel des Wertes des besteuerten Bodens steigt und den Ackerbau lähmt, ferner die Abschaffung der Konsumsteuer, die gerade die Aermsten unerträglich belastet.

Von allen Seiten werden jetzt Reformbrochuren veröffentlicht und Heilmittel angepriesen. Darin stimmen die Kritiker und Aerzte fast sämmtlich überein: die Onorevoli des Parlamentes haben sich des in sie gesetzten Vertrauens nicht würdig gezeigt. Ricasoro sagt über Parlamentarismus und Centralisation in Italien: „Der Versuch, zwei auf so verschiedenen Kulturstufen stehende Gesellschaften unter das selbe Joch zu bringen, wie wir es durch das eiserne Centralisationsystem, das uns würgt, gethan haben, und darüber den verhüllenden Mantel eines einzigen Gesetzes, eines Willens, einer Verfassung zu breiten: dieser Versuch mußte scheitern. Die Entwicklung der civilisirten Provinzen, die, sich selbst überlassen, mächtig emporblühen würden, wird gelähmt und für die rückständigen Bezirke geschieht nicht das Geringste. Für die beiden Italien sind zwei Regierungen unbedingt nöthig. Im Süden müßte die Regierung die Kultur heben und den unfähigen Lokal-Verwaltungen das Selbstverfügungsrecht, dem sie nicht gewachsen sind, aus den Händen nehmen; im Norden müßte sie, so weit sie es vermag, die freie Entwicklung und die unbeschränkte Selbstverwaltung fördern.“ Es klingt wie ein Witz der Weltgeschichte, wenn man hört, daß der Ministerpräsident Pelloux, ein General, sich ansieht, den Republikaner Ricasoro noch zu überbieten: er will mit den von Ricasoro nur für Süditalien vorgeschlagenen Maßregeln ganz Italien beglücken. Aus dem *decreto-legge* (gesetzliche Verfügung) über die öffentlichen Versammlungen geht hervor, daß die Regierung entschlossen ist, auch die ihr nöthig erscheinenden wirtschaftlichen Reformen ohne das Parlament aus eigener Machtvollkommenheit durchzuführen. König Humbert tritt damit aus den sicheren Schranken heraus, in die ihn die Verfassung gewiesen hat. Die „Gemäßigten“, die von ihm schon lange ein energisches Eingreifen erwarteten, werden ihm beistehen und die Massen, von denen nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil sein Wahlrecht ausübt, sind für Alles zu haben. Wer Italien liebt, Der wird wünschen, das gefährliche Experiment möge dem hart geprüften Lande Heil bringen. Das ist aber nur möglich, wenn die Besitzenden zunächst gegen sich selbst und die eigenen Unterlassungssünden unerbittlich Gerechtigkeit üben.

Ernesto Magliarbi.



La Gioconda.

S In jedem Buche d'Annunzios steht auf der linken Seite vor dem Titelblatt ein Verzeichniß von mehr als dreißig Werken, von denen einige ein Sternchen tragen, andere mit der Bemerkung „di prossima pubblicazione“ versehen sind: neun davon sind bisher erschienen. Alle aber sind in bestimmte Serien und Rubriken unter zierlichen und bedeutsamen Namen eingetheilt, jeder Titel hat dichterischen Klang und Sinn. . . Hat der Dichter wirklich einen so weit ausgreifenden Arbeitsplan für sein ganzes Leben entworfen? Wird er ihn ausführen oder werden neue Ideen die alten Keime verdrängen? Oder sind wirklich alle schon skizziert und nicht nur rasch aufblühende Träume, die er anzeigte, mehr, um sich vor sich selbst zu ihrer Vollenbung zu binden als vor dem Publikum? Eine flammende Schaffensfreude verräth das Blatt; und Dem, der lesen kann, gestattet es einen tiefen Blick in die Seele des Dichters.

Zwei neue Dramen d'Annunzios sind über die Szene gegangen. Die „Gioconda“ ist in Palermo, die „Gloria“ in Neapel — wenigstens nach den Zeitungsberichten — abgelehnt worden; in Rom fand die „Gioconda“ einen leidenschaftlich zum Ausdruck gebrachten Erfolg. Die selben Eigenschaften, die alle Werke d'Annunzios kennzeichnen, findet man auch hier: zitternde Leidenschaft, eine Subtilität, wie sie Wenige vor ihm besaßen, ein Bloßlegen der geheimsten blutenden Fibern des Menschenherzens und die unbarmherzigste Grausamkeit in der Durchführung — nicht einmal Shakespeare hat so wenig Mitleid mit seinen Geschöpfen gehabt wie er —, vor Allem aber eine Sprache von solchem Wohlklang, so süß, herrlich und kraftvoll, wie niemals ein Uebersetzer sie wiedergeben kann. Alle seine Werke sind Wunder des Stils. Eine Fülle aristokratischer Kultur ist über sie ausgegossen, jedes Intérieur ist ein Bild, jedes Citat ein köstlich gefasster Stein. Er hört nie auf, Künstler zu sein; jede Angabe im Szenarium ist rhythmisch und von Poesie durchfluthet. Die Stimmung ist keinen Augenblick von ihm gewichen, der Traum des Künstlers hat ihm jedes Detail mit gleicher heller Deutlichkeit gezeigt.

Es ist wahr, seine Helden gleichen einander auffällig und sein Gebiet ist in gewissem Sinn überhaupt nur eins: die Probleme des sexuellen Lebens. D'Annunzio ist der Dichter grenzenloser, üppiger, verfeinerter und zerstörender Sinnlichkeit. Daraus ihm einen Vorwurf zu machen, scheint mir sehr thöricht. Abgesehen davon, daß kein Dichter dieses Gebiet je erschöpfen wird und daß d'Annunzio es in einer neuen Weise mit unerhörter Kühnheit und Kraft behandelt: ist es nicht überhaupt lächerlich, dem Dichter vorzuschreiben, welches und wie viele Gebiete er zu behandeln hat? Er giebt, was er sieht. Und wenn er mir einen leuchtenden Garten aufsperrt, dessen Licht- und Blumenfülle mich blendet, dessen Duft mich betäubt, soll ich ihm sagen: Ja, ich habe aber auch Wald und Halbe, die deutsche Wohnstube und eine Vorlesung über die soziale Frage von Dir erwartet? Und ich erinnere an das Wort Walt Whitmans: „Sex is all!“ Alle Probleme der Persönlichkeit entrollen sich an dem einen.

In der „Gioconda“ ist es das Problem des Künstlers. Der Bildhauer Settola hat in dem Zwiespalt der Liebe zu seiner sanften feinen Frau und einem unvergleichlich schönen leidenschaftlichen Weibe, das ihm Modell für eine Sphinx stand, zur Pistole gegriffen und einen Selbstmordversuch gemacht. Man hat ihn sterbend

aus dem Atelier in die Wohnung gebracht, die Frau, die auf dem Lande war, gerufen und ihre helthenhafte Pflege hat ihn dem Tod geradezu abgerungen. Wie vergessen liegt Alles hinter ihm. In einer schönen Szene wendet er seine ganze Seele seiner Frau zu und segnet das Unheil, das ihn sie ganz erkennen lehrte. Und sie sagt die lieblichen Worte: „Nicht mich sollst Du verehren — ich bin nichts, bin Deiner nicht würdig —, aber meine unendliche Liebe!“

Das ist der Schluß des ersten Aktes. Am folgenden Tage erhält er einen Brief von Gioconda, daß sie an jedem Abend ihn drüben im Atelier erwarte. Und schon hat ihn der Dämon wieder erfaßt; schon erfüllt ihn der Reiz ihrer unwiderstehlichen Schönheit, das Bewußtsein, daß sie für ihn die Kunst bedeutet. „Tausend Statuen schlummern in ihr, nicht eine!“ sagt er dem Freund, der ihm vorhält, daß er ja schon ein Meisterwerk aus ihr geschaffen. „Als sie mit mir war, Marmorblöcke zu wählen, und einen mit dem Finger bezeichnete, da durchzitterte den ganzen Berg vom Fuß zum Gipfel ein jauchzendes Verlangen nach Schönheit!“ Und er hatte ja schon ein neues Werk begonnen, und sie hat den Thon feucht und frisch erhalten: „Sie hat mein Werk erhalten!“ „Die Andere Dein Leben!“ ruft Dalbo. Ein Zucken, ein starres Aufschauen, dann fragt er: „Was hat den höheren Werth?“ Silvia tritt ein, er entweicht zum Fenster, er geht . . . und mit der geschärften Intuition der Liebe erräth die Frau, die weiß, daß die Nebenbuhlerin den Schlüssel zum Atelier auszuliefern sich geweigert hat, was geschehen ist; sie geht in das Atelier hinüber.

Dunkler, gedehnter, mächtiger erscheint ihr der Raum. Die Gioconda kommt in dunklem Schleier. „Ich bin Silvia Settala“, sagt die Frau; „und Ihr . . .?“ „Wißt Ihr es nicht, Signora?“ ist die Antwort. „Jede von uns ist hier, wie im eigenen Hause. Eine muß ein Eindringling sein. Bin ich es vielleicht?“ fragt Silvia empört. „Vielleicht!“ ist die Antwort. Jede der Beiden hat das Bewußtsein ihres Rechtes; und als Silvia entrüstet, aber immer in den reinen Formen ihres vornehmen Wesens, eine Pluth von Vorwürfen auf das Weib niederstürmen läßt, das einen Mann mit den schlimmsten Verführungen dem Frieden des Hauses entriß, in den Tod trieb und noch nicht loslassen will, da antwortet die Andere: „O mein, so ist die Frau, die ich kenne, nicht. Ich kenne nur eine Frau, die eine herrliche Liebe genoß und den Mann, der sie liebte, zu Meisterwerken entflamnte . . . Er wird wiederkommen; er weiß, daß ich ihn erwarte!“ Jedes Wort ist ein Dolchstich für Silvia; und gerade, weil sie die Macht der Anderen fühlt, erfaßt „das alte Verhängniß der Lüge“ die reine Frau und sie sagt schnell: „Ja, er weiß es; und ich bin die Antwort auf Euren Brief, den er gelesen hat, ich weiß nicht, ob mehr mit Staunen oder mit Ekel!“ Ein Schrei von Jammer und Wuth. Die zornige Scham der Verlassenen ergreift die Andere . . . „Was habt Ihr aus ihm gemacht?“ ruft sie. „Alt und elend ist er jetzt und erbärmlich. Nichts wird er mehr schaffen! Und das Werk, das ich mit meinem Herzblut bezahlte, das unserer Liebe entsprungen ist, soll vergehen!“ Sie eilt auf die Statue zu . . . „Rein, nein,“ schreit Silvia, „ich habe gelogen!“ Aber die Statue fällt, Silvia fängt sie auf und wird unter ihrer Last begraben. Die Gioconda fährt hinaus; Silvias Schwester, die auf sie gewartet hat, und Lucio, der thatfächlich auf den Brief der Gioconda gekommen war, heben die Verwundete auf.

Im vierten Akt sehen wir sie auf dem Land am Meer, — ohne Hände. Ihre schönen Hände, die im Stück so oft gefeiert und gestreichelt worden sind, hat die

Status gerichtet. Und das Opfer ist vergeblich gewesen. „Wie waren sie schön, Deine Hände! Wo sind sie?“ fragt die Sirenetta, ein kleines elfisches Fischer-mädchen „Ich habe sie hingegen.“ „Wem?“ „Meiner Liebe!“ „O, welche grausame Liebe!“ ruft die Sirenetta und singt seltsame Lieder von den Träumen und Enttäuschungen des Lebens. Silvia erwartet ihr Kind, das die Schwester zur Gehilten bringt. Sie wird weiter leben, weil sie für das Kind leben muß . . . Lucio aber lebt mit der Gioconda. Dieser letzte Akt mag dramatisch verfehlt, nur lose angehängt sein; aber er bringt, was kommen muß. Entweder Lucio muß sich wieder eine Kugel vor den Kopf schießen oder er muß arbeiten, arbeiten, arbeiten, und mit der Gioconda leben. Er wird dran sterben, gewiß. Aber „cosa bella mortal passa e non d'arte“. Dieser Satz Lionardos da Vinci ist das Motto des Dramas . . . L'art est cruel. Es mag moralisiertere, sanftere, einfachere Lösungen für das Stück geben; aber nur die d'Annunzios ist wahr, groß und furchtbar wie das Leben selbst. Die Darstellung im Teatro Vallo war unergleichlich. Jacconi gab die nervöse Leidenschaftlichkeit des Künstlers, den frühe Erfolge und eine Liebe erzwingende Persönlichkeit verwöhnt haben, der ganz, ganz Künstler ist, ohne jede Künstlerpose. Die Bewegungen der Duse, ihr reines, süßes Organ, die vollendete Natürlichkeit ihres Spiels: das Alles ist in Europa bekannt. Und doch schmitt sie dem Stück den Kern seiner Bedeutung durch. Es ist immer gefährlich, wenn in einem Stück eine entscheidende Figur nur wenig auftritt und scheinbar nur eine Epifodentroile hat. Die Direktoren weisen die Rolle einer Kraft zweiten Ranges zu und der Schwerpunkt des Stückes wird verschoben. So war es hier. Die dramatische Heldin des Stückes ist Silvia, die wirkliche Heldin und Siegerin ist die Gioconda. Darum heißt es nach ihr. Bei aller Lieblichkeit und Reinheit und allem Heroismus stellt Silvia die philistrierere Seite Settalas vor: der Rausch des Lebens und der Kunst liegt in der Gioconda. Sie müßte in sieghafter Schönheit dastehen, jedes Wort, das sie spricht, von verhaltener Kraft und Majestät sein. Man müßte fühlen: der Mann kann nicht anders; dieses Weib ist unwiderstehlich und muß ihn zu Dem machen, was er ist. Sie wurde schlecht gespielt und erschien ordinär. Man begriff den verblendeten Settala nicht, der die herrliche Silvia-Duse, die so viel bedeutender erschien, für diese armselige Gioconda verlieh. Das Opfer der Frau, ihre Verstümmelung, erschien nur grausam, nicht verhängnißvoll, unvermeidlich. Die hohe Tragik des Nothwendigen ging verloren.

Rom.

Dr. Karl Federn.



Ein Komplott?

Schon sind zwei Monate verflossen, seit in Belgrad auf den Erzönig Milan geschossen wurde, und die ausländische Presse befindet sich noch immer im Unklaren darüber, wer der Anstifter des Attentates war und was eigentlich damit erreicht wurde. Da die serbische Regierung mit einer geradezu krankhaften Kengst-

lichteit jedem Berichterstatter ausländischer Zeitungen, der nicht zu kaufen ist, die Thür vor der Nase zuschlägt, so ist auch die reichsdeutsche Presse, abgesehen von abenteuerlichem Klatsch aus Belgrad, auf die offiziösen Mittheilungen der serbischen Regierung und ihrer Trabanten — wie „Neue Freie Presse“ und „Pester Lloyd“ — oder auf die Nachrichten aus dem übrig gebliebenen Hauptlager der serbischen radikalen Partei angewiesen. Die serbische Regierung behauptet, das Attentat sei ein Werk der radikalen Partei; die Volksstimme in Serbien geht dahin, das Attentat sei nichts weiter als eine Rache, um die radikale Partei zu vernichten.

Welche Behauptung hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich?

Sofort nach der Verhaftung der Herren Tauschanowitsch, Oberst Nikolitsch, Dr. Wesnitsch, Stojan Protitsch, Kza Stanojewitsch, Ujuba Ziwkowitzch u. s. w. wurde von der serbischen Regierung die Nachricht ins Ausland lancirt, alle diese Persönlichkeiten seien von dem Attentäter als Anstifter bezeichnet und auf Grund Dessen auch verhaftet worden. Nun hatte aber bereits im Augenblick des Attentates Milan an die Volksmenge die Worte gerichtet: „Dies Attentat ist das Werk von Paschitsch und Konsorten. Aber sie irren, wenn sie glauben, mich einzuschüchtern . . .“

Als er diese Worte sprach, war der fliehende Attentäter noch nicht einmal in den Händen der Polizei. Das Attentat hatte um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr abends stattgefunden; um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr wurde sein Urheber ergriffen, in einem Wagen ins Polizeigebäude gebracht, umgekleidet — da er aus dem Wasser gezogen worden war — und verbunden. Diese Prozedur dauerte bis 9 Uhr. Um die selbe Zeit waren aber schon alle anwesenden Minister und der Chef der Polizei bei Milan versammelt. Er selbst diktirte die Liste der Verhaftungen und sie war fertig, ehe man im Rath überhaupt wissen konnte, wer der Attentäter sei. Die Angabe der serbischen Regierung, daß die Verhaftungen erst nach dem Verhör des Attentäters erfolgten, ist also eine bewußte Unwahrheit. Auch seitdem hat der Attentäter keinem der Führer der radikalen Partei als Anstifter des Attentates bezeichnet. Alle Verhöre in dieser Richtung sind resultatlos geblieben. Das wird sich aus der Prozeßverhandlung selbst ergeben, die nicht ohne Grund von Tag zu Tag und jetzt sogar auf eine Anzahl von Wochen verschoben worden ist.

Die serbische Regierung wollte unter allen Umständen das Attentat der radikalen Partei in die Schuße schieben. Nachgerade scheint sie aber einzusehen, daß sie sich dadurch vor dem Auslande compromittirt hat, und sie erklärte deshalb:

„Nachdem die Untersuchung so weit vorgeschritten ist, daß die Untersuchungsrichter ein klares Bild gewonnen haben, kann man die Verhafteten in drei Kategorien bringen. Erstens: Der Thäter. Zweitens: Die Anstifter. Drittens: Solche, die an der Ausführung des Attentates selbst zwar unbetheiligt waren, aber um die Vorbereitung gewußt und darüber geschwiegen haben. Die erste Kategorie vertritt Gjuza Anezewitsch, die zweite der frühere Ministerpräsident und Gesandte am russischen Hofe, Nikola Paschitsch, der frühere Polizeiminister, Sparkassendirektor Kosta Tauschanowitsch, der frühere Kultusminister, Hochschulprofessor Dr. Wesnitsch, Oberst Nikolitsch, Sektionschef des Finanzministeriums Stojan Protitsch, Hochschulprofessor Dr. Renadowitsch, Konsistorialrath Erzpriester Jlitich, Erzpriester und Abgeordneter Milan Gjuritsch, Druckereibesitzer Kza Stanojewitsch, Rechtsanwalt Ujuba Ziwkowitzch, Stadtrathsekretär Rowat-

schwewitsch und Liqueurfabrikant Dimitsch. Der dritten Kategorie gehören an: Gemeindefarzt Dr. Blazko Gjorgjewitsch, Gemeindefarzt Dr. Gjoza Nikolitsch, Erzpriester Miloje Barjaktarewitsch (ein Greis von achtzig Jahren, blind und taub), Rechtsanwalt Nikola Nikolitsch, Rechtsanwalt Rija Martinaz, Rechtsanwalt Lapschewitsch, Rechtsanwalt Wlada Boskowitzsch, Professor und Schriftsteller Mile Pawlowitsch, Sparkassenbeamte Milan Markowitzsch, u. s. w. u. s. w.

Es schien also, daß die Regierung sich ein festes Programm zurecht gelegt hätte und es weiter verfolgen würde. Gespannt erwartete man die „schwerbelastenden Beweise“, aus denen klar zu ersehen sein sollte, wie Minister, Hochschulprofessoren, Anwälte und Priester sich zu dem Komplott vereinigt hätten. Das Programm scheint aber trotz dem besten Willen der Regierung unausführbar gewesen zu sein, denn nach längerem Hin- und Herziehen überraschte sie die Welt mit der Nachricht: „Die Anklage wegen Anstiftung des Attentates wird nur gegen Paschitsch, Tauschanowitzsch, Oberst Nikolitsch, Dr. Wesnitsch und Nja Stanojewitsch aufrecht erhalten. Wegen die Anderen liegt kein Beweismaterial vor, dennoch werden auch sie in Haft behalten.“

Als ein ganz neues Resultat der Untersuchung, zu dem die Untersuchungsrichter auffallender Weise sofort gelangten, als Oesterreich-Ungarn der serbischen Regierung freundschaftlich rieth, sich zu wüßigen. Man reduzirte die Zahl der Anstifter und begnügte sich damit, außer Nikolitsch den Chef der radikalen Partei, Paschitsch, den an Charakter und Intelligenz gleich hervorragenden Tauschanowitzsch, den in der deutschen und französischen gelehrten Welt rühmlich bekannten Professor Wesnitsch und den gutmüthigen Stanojewitsch, dessen Buchdruckerei eine wahre Festung der serbischen Opposition ist, zu vernichten. Wie steht es nun mit diesen Persönlichkeiten?

Nikola Paschitsch verdankt seine politische Führerrolle hauptsächlich einem konzilianten Auftreten, der Kunst, die Gegensätze innerhalb der Partei zu überbrücken, und dem erfolgreichen Bestreben, die Partei in den Grenzen des Parlamentarismus und des erlaubten Parteikampfes festzuhalten. Ihm hat Milan zu verdanken, daß er in Serbien überhaupt das Wort führen darf: ohne Paschitschs „Versöhnung-Politik“ wäre es Milan nie gelungen, nach Serbien zurückzukehren. Paschitsch war Bürgermeister von Belgrad, Gesandter am russischen Hofe und Ministerpräsident.

Kosta Tauschanowitzsch ist der populärste Mann, nicht nur in der radikalen Partei, sondern auch bei den Serben in Südbungarn, Kroatien, Bosnien und der Herzegowina: das Vorbild der freiheitsliebenden serbischen Jugend. „Es ist eine Freude, diesen Mann zu sehen, wenn er sich erhebt, um zu sprechen. Seine imponirende Haltung, seine ruhige, überzeugend logische Redeweise versetzt den Hörer in das englische Oberhaus, — und wahrlich, Tauschanowitzsch ist der wahre und einzige Lord im serbischen Oberhause.“ Mit diesen Worten schilberte einst der heutige Ministerpräsident, Wladan Gjorgjewitsch, den Mann, den er jetzt mit Gewalt zum Anstifter eines kindisch-dummen Attentates machen will. Tauschanowitzsch war Präsident der großen Skupschtina, erst Volkswirtschafts- und Polizeiminister, später Gründer und Direktor des größten serbischen Geldinstitutes. Er gründete außerdem die serbische Schifffahrt-Gesellschaft, die serbische Bank in Agram, errichtete die Staats-Lotterie und gilt auf kommerziellem Gebiet als der befähigteste Mann in Serbien.

Dr. Milenko Wesnitsch, ein junger Mann in den dreißiger Jahren, ist mehr Gelehrter als Politiker. Milans Haß dürfte er sich durch seine publizistische Thätigkeit in der deutschen, französischen und belgischen Presse zugezogen haben. Dr. Wesnitsch war bis zu seiner Verhaftung Professor des internationalen Rechts an der belgrader Hochschule und Kultusminister im letzten Ministerium Sawa Brnitsch. Er ist ordentliches Mitglied der Pariser Gesellschaft für diplomatische Geschichte, des Institutes für internationales Recht in Turin, korrespondirendes Mitglied des Institutes für internationales Recht in Mailand u. s. w.

Alle diese Angeklagten haben nichts mit einander gemein. Paschitsch und Tauscharowitsch sind politische Gegner, deren Antagonismus schon vor zwei Jahren in persönliche Feindschaft ausgeartet war, Stanojewitsch ist als Anhänger von Paschitsch politisch und persönlich mit Tauscharowitsch entzweit und Tauscharowitsch kennt den Obersten Nikolsch kaum dem Namen nach. Das sind keine Umstände, die ein Komplott wahrscheinlich machen.

Noch wichtiger ist aber beinahe Folgendes: Vor anderthalb Jahren wurde Nikola Paschitsch wegen angeblicher Beleidigung Milans zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt. Er trat diese Strafe am siebenten Oktober 1898 im Gefängniß von Posharewoz an und verließ das Gefängniß erst am siebenten Juni. Am selben Tage reiste er nach Belgrad. Wenige Tage später kehrte er nach Posharewoz zurück, weil seine Familie sich dort befand, und blieb da bis zu seiner Verhaftung. Das Attentat wurde bekanntlich am vierundzwanzigsten Juni ausgeführt und die belgrader Polizei hat festgestellt, daß der Täter vier Tage vorher aus Rumänien gekommen war, also während Paschitsch von Belgrad abwesend war. Wie und wann hat da Paschitsch am Komplottschmieden theilgenommen? Jeder Kommentar ist überflüssig. Aber die serbische Regierung fährt fort, die Opfer ihrer Willkür als schuldig zu bezeichnen, hält sie in strenger Haft, viele darunter in schwerem Eisen, und wiederholt ohne Scheu, daß es ihr nicht darum zu thun sei, die radikale Partei zu vernichten. Das mag sie, während sie dreißig bis vierzig der angesehensten Bürger, die der radikalen Partei angehören, ohne triftigen Grund ihrer Freiheit beraubt, sämtliche der radikalen Partei angehörige Reserveoffiziere aus der Armee stößt und während Exkönig Milan jeder Deputation und Jedem, der es sonst hören will, offen erklärt, daß alle Radikalen Diebe, Mörder und Schufte seien, die er mit Pulver und Blei vernichten werde, obgleich er wohl weiß, daß fünf Erbstel des Volkes dieser Partei angehören.

Da man die Angeklagten nicht dem Henker übergeben kann, wird man sie im Kerker behalten und „wegen Anzettlung, Leitung und Förderung einer gegen die Dynastie gerichteten Verschwörung“ vor Gericht stellen. Diesmal kann den Machthabern ihr Coup noch gelingen. Die Angeklagten haben zwar weder eine Verschwörung angezettelt noch geleitet noch gefördert, sie haben aber das heutige Regime in Privatbriefen kritisiert und wahrscheinlich für unerträglich erklärt, — und Das genügt, denn der Belagerungszustand und das Standrecht herrschen. „Runwohl“ — wie Lassalle einst sagte — „die Machthaber von heute werden ihren Willen haben. Aber die Machthaber von heute werden die Verbrecher von morgen sein!“

Belgrad, im August 1899.

Jovan Adamowitsch.



Bliesenbach.

Der Sommer ist dürr und weht Staubwolken auf; und selbst in den Räumen der Berliner Börse versagt die vortreffliche Ventilation. Eine feine Staubwolke legte sich den Besuchern der weiten Säle um Herz und Sinne, — und es ist nicht immer Goldstaub, der an den Schranken der Makler emporkirbelt. Dann fühlt die Spekulation, wie krank, wie wenig widerstandsfähig sie ist, trotz allem Vorwärtstürmen in wilder Haufe. Aber jeder Montanmarktbericht von Essen und Düsseldorf entfacht die Gluth von Neuem, es wird weiter gegründet, wer vor Ueberstärzung warnt, wird über den Haufen gerannt und nur auf Sekunden stockt der Athem, wenn ein dunkler Punkt am industriellen Himmel erscheint. Ein solches Weiterzeichen ist „Bliesenbach“. Tausende führten diesen Namen in den letzten Wochen im Munde, — brohend, ängstlich, mahnend, mit verstörten Mienen.

Was bedeutete der Lärm?

Vom schönen Rheinland her hatte der Sommer eine Blei- und Zinkstaubwolke in die Lüste gehoben und mit ihren feinen Körnchen die Augen nimmerfatter Spekulanten geblendet. Sie kam von Bliesenbach, einer simplen Erzgrube her, die bei Esheshoven in der Bürgermeisterei Engelskirchen, im Bezirk des bonner Oberbergamtes gelegen ist. Schon zur Römerzeit war diese Grube erschöft und im Mittelalter nach den Möglichkeiten der damaligen Technik bis etwa siebenzig Meter unter Stollensohle erschlossen worden; dann war sie mehrere Jahrhunderte hindurch verlassen und auf älteren Karten finden wir sie nur als verlassenes Bergwerk bezeichnet. Erst im Jahre 1826 begann man der Grube von Neuem Aufmerksamkeit zu schenken; und seit 1885 findet wieder ein ständiger Betrieb statt, der von einer vier Jahre später gebildeten Gewerkschaft erfolgreich vergrößert wurde. Das höchste Glück blähte dem Bergwerk aber, als es im November 1895 von einer Aktiengesellschaft übernommen wurde, die sich „Bliesenbach“ nannte und den größten Theil des Aktienkapitales, nämlich drei von fünfundeinhalb Millionen Mark, dem Publikum zum Bezug anbot. Jeder wohlmeinende Bankier konnte seiner Kundschaft den Erwerb der Aktien dieses in einer soliden Entwicklung begriffenen Zink- und Bleierz-Bergwerkes empfehlen. Denn die Ertragnisse waren — günstig und steigend —:

Zeit	Brutto-Erlös	Reingewinn
Vom 1. April 1892 bis 31. März 1893	840 450 Mark	484 833 Mark,
„ „ 1893 „ „ „ 1894	1 149 878 „	635 452 „
„ „ 1894 „ „ „ 1895	1 216 730 „	715 527 „
„ „ 1895 „ 30. Septbr. 1895	684 646 „	383 252 „

Dabei war noch zu berücksichtigen, daß, nachdem der Preis für Zink am ersten April 1895 mit 13 $\frac{3}{4}$ Pfund Sterling für die Tonne den niedrigsten Stand seit 1885 erreicht hatte und der Preis für Blei im Anfang des Jahres mit 9 $\frac{3}{4}$ Pfund Sterling für die Tonne fast auf den tiefsten Punkt seit einem Jahrhundert gesunken war, zur Zeit der Gründung von Bliesenbach eine kräftige Erholung eintrat. Schon 1896 waren die Durchschnittspreise für Zink auf 16 $\frac{3}{4}$, und für Blei auf 11 $\frac{1}{6}$ Pfund Sterling für die Tonne gestiegen und die neue Aktiengesellschaft konnte 1896 und 1897 je sechzehn Prozent, im Jahre 1898 sogar sechzehnundeinhalb Prozent Dividende vertheilen: gewiß ein selbst in glänzen-

den Zeiten recht annehmbares Ergebnis! In den letzten vier Jahren hat die Grube, deren Einkaufspreis fünfundeinhalb Millionen Mark war, rund vier Millionen an Ausbeute geliefert. Das sollte nach dem einfachen Verstande gewöhnlicher Menschenkinder selbst den galligsten Kapitalisten zum Schmunzeln bringen; aber wer sich auf dreißig Prozent Dividende gestützt hat, schiebt ihm gebotene lumpige sechsundneinhalb, statt mit freudiger Bewegung, vielmehr mit einem Kernschuß in die Tasche.

Eine stattliche Anzahl von Aktionären glaubte, nachdem sie ein paar Jahre in Ruhe und mit Wohlbehagen ihre sechsundneinzig Prozent Dividende eingestrichen hatten, immer nicht genügend an dem Aufschwung der Montanindustrie beteiligt worden zu sein. Die alte Gewerkschaft Biesenbach hatte sich — was bei den früheren niedrigen Zink- und Bleipreisen als ein wahres Glück gepriesen wurde — fast für ihre gesammte Produktion auf längere Zeit feste Abnehmer durch Verträge gesichert, diese Verträge waren auf die Aktiengesellschaft übergegangen und so war man der leidigen Sorge um Abnehmer einstweilen enthoben. Mit voller Lungenkraft war im Subskriptionprospekt dieser Erfolg, dieses Glück denen, die Aktionäre werden sollten, angepriesen worden. „Der größte Theil der Produktion“, hieß es, „ist auf Jahre hinaus fest verkauft, und zwar auf Grund variabler, die Tagesnotizen berücksichtigender Preise. Die im Prospekt angeführten Erlöse sind — seit dem ersten April 1893 für die Bleierzproduktion und seit dem ersten Januar 1893 für die Zinkblendeproduktion — nach den selben variablen Preisen berechnet worden, wie sie den von der Gesellschaft übernommenen Lieferungsverträgen zu Grunde liegen. Der Bleierzvertrag ist bis zum ersten April 1903 mit der Firma Albert Poensgen und Söhne in Düsseldorf abgeschlossen auf Grund einer variablen Preisskala, die sich richtet a) nach dem Durchschnittspreis der londoner Zeitung „The Public Ledger“ für gewöhnliches spanisches Blei des Produktionsmonates, b) nach dem Durchschnittspreis des hamburgers Kurberichtes für Silber des Produktionsmonates. Der Blendevertrag ist durch Gewerkschaftsbeschluß vom fünfundzwanzigsten Oktober 1895 bis zum ersten Januar 1901 mit Herrn Dr. Vinnarx in Jouy aux Arches abgeschlossen mit der Berechtigung für ihn, eine Verlängerung des Vertrages bis zum ersten Januar 1906 unter gleichen Bedingungen eintreten zu lassen. Der Preis wird unter Zugrundelegung der Durchschnittsnotirung des Lieferungs- bezw. Produktionsmonates des Rohzinkpreises des Public Ledger in London ermittelt.“ Der Reid der ganzen Konkurrenz um diese Lieferungsverträge willen war groß; und Mancher, der bis dahin seine Hände noch fern von Aktienbesitz gehalten hatte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, ging hin und zeichnete einige Tausend auf Biesenbach.

Die Gesellschaft befand sich denn auch bei diesen Lieferungsverträgen recht wohl, — und nicht minder der Gegenkontrahent Herr Dr. Vinnarx. Sein Ruhen aus dem Vertrage, den er inzwischen an die Aktiengesellschaft für Bergbau, Blei- und Zinkfabrikation zu Stolberg und in Westfalen cedirt hatte, betrug nach seiner eigenen Mittheilung:

im Jahre 1897	152 756 Mark
im Jahre 1898	124 008 „
in den ersten fünf Monaten des Jahres 1899	42 137 „

Beide Theile konnten also „leben und leben lassen“. Leider erreichten

aber die Zinkerpriese allmählich eine nie geahnte Höhe. Ich sage „leider“ im Sinne der Aktionäre, denn dadurch wurde der Werth des Vertrages für die Gesellschaft recht problematisch. Eine kleine Nebenklausel besagte nämlich, daß, wenn der Zinkpreis über achtzehn Pfund Sterling hinaus stiege, dann für jedes Pfund Sterling auf 100 Kilogramm Erz ein Abschlag von zwanzig Pfennigen am Kaufpreise gemacht werden sollte. Ein solcher besonderer Abzug bei hohen Preisen ist allgemein üblich und gerechtfertigt durch die dann auch eintretende Steigerung der Hüttenkosten und das Sinken des Werthes der Bestände, die noch nicht verhüttet und verkauft sind, wenn die hohen Preise, was naturgemäß ist, wieder weichen. Die Zinkerpriese erhöhten sich im Jahre 1898 sogar über zwanzig Pfund Sterling hinaus und die Aktionäre jammerten über die Abzüge, die sie sich gefallen lassen mußten und bei hohen Preisen noch bis zum Jahre 1906 gefallen zu lassen haben; denn Dr. Pinnary hatte nicht gezögert, sein Optionrecht auf Verlängerung des Vertrages bis dahin auszuüben. Ja, wenn die Metallpreise nicht so unglaublich gestiegen wären oder wenn gar eine ungünstige Konjunktur eingetreten wäre, wie dankbar wären die Aktionäre dafür gewesen, durch den Vertrag den Absatz des größten Theiles der Produktion der Gesellschaft gesichert zu sehen, — so jedoch fanden sie die Rolle der Lohgerber, denen die Felle fortgeschwommen sind, wenig erbaulich. Aber wozu haben wir, sofern wir unzufrieden sind, Generalversammlungen, Majoritätsbeschlüsse und Anderes, wenn wir davon keinen Gebrauch — oder auch Mißbrauch — machen sollten? Der Verwaltung wurden gründlich die Resiten gelesen, weil sie thöricht genug gewesen sei, sich von der Rechtsvorgängerin der Aktiengesellschaft die früher abgeschlossenen Verträge aufhalten zu lassen, und diese Verträge seien null und nichtig, dürften also nach nicht weiter berücksichtigt werden. Bei dieser Gelegenheit stellte sich auch die merkwürdige Thatsache heraus, daß noch dem bis zum Jahre 1903 laufenden mit der Firma Albert Poensgen und Söhne abgeschlossenen Bleierzvertrage die von der Staatsbahnverwaltung für Erzfrachten eingeführte Tarifiermäßigung nur zur Hälfte der Grube zu Gute kommen, zur anderen Hälfte dagegen den Abnehmern, nämlich den Hütten, überwiesen ist, wodurch der Grube jährlich etliche Tausende Mark Gewinn entgehen. Und der Grund hierfür? Tiefgefühlte Dankbarkeit für die Bemühungen der Hütten um eine Tarifiermäßigung, erklärte die Verwaltung. Eine derartige Herzensregung ist geradezu rührend, findet indessen noch einen besonderen Kommentar darin, daß Herr Albert Poensgen nicht nur Gegenkontrahent, sondern auch Gründer und damit zugleich Mitglied des Aufsichtsrathes der Aktiengesellschaft Bliesenbach ist. Das schlug dem Faß den Boden aus! Eine Revisionskommission wurde eingesetzt und nach Monate langer Prüfung der Verhältnisse berief sie eine außerordentliche Generalversammlung, durch die reiner Tisch gemacht werden sollte.

Die neue Generalversammlung hat in der zweiten Hälfte des August getagt und nach achtstündiger Sitzung zu dem von der Revisionskommission gewünschten Resultat geführt. Von elf Uhr morgens bis sieben Uhr abends lagen sich die Herren in den Paaren und rangen im Schweiß ihres Angesichts, — bei fünfundschwanzig Grad im Schatten. Folgender Antrag wurde angenommen: „Weil der zwischen der Bergwerksgesellschaft Bliesenbach und der Firma Albert Poensgen und Söhne in Düsseldorf bestehende Bleierzvertrag nicht so gehandhabt

wird, wie er abgeschlossen worden ist, da der Aufsichtsrath und die Direktion von Bliesenbach der besagten Firma Vortheile eingeräumt haben, die von den Aktionären nicht genehmigt worden sind, so beschließt die Generalversammlung die sofortige Aufhebung dieser unerlaubten Vortheile, Erstattung der bereits erhobenen Summen, eventuell Haftbarmachung derjenigen Personen, denen das Verschulden zur Last liegt.“ Ferner wurde beschlossen: „Der zwischen der Aktiengesellschaft Bliesenbach und dem Dr. Vinnary bestehende Zinkerglieferungvertrag vom fünfundzwanzigsten Oktober 1895 besteht nicht zu Recht und deshalb verweigert die Aktiengesellschaft Bliesenbach dem Dr. Vinnary oder dessen Cessionar, der Stolberger Gesellschaft, in Zukunft die Lieferung der Zinkerze.“ Das klingt sehr knapp und energisch, ist aber leichter gesagt als gethan. Nicht Generalversammlungen, sondern die Gerichte entscheiden über die Rechtsgiltigkeit von Verträgen und es wird denn auch nicht lange dauern, da wird den aus den Gerichtsferien heimkehrenden Richtern einige Arbeit in Sachen Bliesenbach blähen.

Dem naiven Rechtsgefühl mag es unmöglich erscheinen, daß Herr Dr. Vinnary den Zinklieferungvertrag mit sich selbst als einzigem Repräsentanten der Gewerkschaft Bliesenbach, nachdem er das alleinige Substrat der Gewerkschaft — das Bergwerk Bliesenbach — bereits veräußert hatte, und zwar während der Gründungsperiode der Aktiengesellschaft, abgeschlossen haben könnte. Aber wer das Urtheil des Reichsgerichtes vom achtundzwanzigsten November 1898 im dreihundzwanzigsten Bande der „Entscheidungen“, Seite 202, nachliest, wird sich eines Besseren belehrt sehen. Es mag auch befremdlich sein, daß Dr. Vinnary als Hauptgründer und Aufsichtsrathsmitglied der Aktiengesellschaft Bliesenbach auf der Aufrechterhaltung seines mit dieser Gesellschaft geschlossenen Vertrages besteht, der die Einkünfte der Gesellschaft schmälert und dadurch dem Interesse der Aktionäre notorisch entgegenwirkt, obgleich der selbe Herr über die Wahrnehmung dieses Interesses zu wachen hat und dafür sehr angemessen bezahlt wird. Diese Zweifelnpraktik wäre aber nur dann ungesetzlich, wenn das Aktiengesetz den Mitgliedern des Aufsichtsrathes verböte, auf Kosten der eigenen Gesellschaft spekulative Privatgeschäfte zu betreiben. So lange das Gesetz so klaffende Lücken aufweist, wäre Der ein Thor, der nicht hindurchschlüpfte! Nur ganz unschuldbolle Seelen könnten fordern, daß in solcher Interessenkollision Dr. Vinnary sein Mandat als Mitglied des Aufsichtsrathes in die Hände der Aktionäre niederlegte, die er um seines höheren Gewinnes willen gebunden hält.

So lange nicht durch Gerichtspruch auf Nichtigkeit der Erglieferungverträge erkannt ist, würde die Gesellschaft den Gegenkontrahenten gegenüber schadensersatzpflichtig werden, wenn die Verwaltung die von der jüngsten Generalversammlung gefaßten Beschlüsse ausführen wollte. Thatsächlich denkt sie aber gar nicht daran, denn — darin liegt eine besondere Komik — ihre Gegenkontrahenten sind selbst Mitglieder der Verwaltung, innerhalb deren nur eine Meinung, und zwar die der Minorität der Aktionäre, herrscht. Die Absicht der Majorität, den gesammten Aufsichtsrath abzusetzen, ließ sich nicht verwirklichen, da sie in der Generalversammlung nicht über die nöthigen zwei Drittel aller vertretenen Stimmen verfügte. Im Ganzen zeigt sich also auch hier wieder, daß die Aktionäre nicht in der Lage sind, ihren Willen durchzusetzen. Ihre Mission ist erledigt, wenn sie ihr Geld in ein Unternehmen gesteckt haben: nachher haben sie sich hübsch still zu verhalten.

Notizbuch.

Nunberthhalb Jahrhunderte sind verstrichen, seit Goethe geboren ward. Im deutschen Land wird der Gedenktag in den bei solchen Anlässen üblichen Formen gefeiert, mit schönen Reden, Umfragen bei mehr oder minder berühmten Zeitgenossen, Theatervorstellungen und schwungvollen Zeitungartikeln. Wann ließe der Deutsche von heute sich die Gelegenheit zur Festesfreude entgehen? Und warum soll der nach Stoffen spähenbe, abgehegte Journalist, statt über Ränster, Miquel, Kaniz, Mercier oder Panizzardi, nicht einmal zur Abwechslung auch über Goethe einen Leitartikel leisten? Warum die ungoethisch entwickelte Stadt, wo Wolfgangs erste Windeln schmutzig wurden, nicht bei Bengalllicht sich von willigen Feiertagsphrasenuren bescheiden lassen, daß sie unter den Geburtstätten der deutschen Dichtung das Bethlehem ist? Des ganzen Gelärmes dürfte man sich inniger freuen, wenn für das Verständnis des Herrlichen mehr dabei herauskommen und man weniger oft an Goethes Warnewort denken könnte, nichts sei erschrecklicher als ein großer Mann, auf den die Kleinen sich Etwas zu Gute thun. Ist schon die Meyer-Gemeinde, die Fraustens Erwecker in Erbpacht genommen hat und in Weimar unter dem Auge hoher und höchster Herrschaften Verbsparaden abhält, nicht nach Jedermanns Geschmack, so muß der Blick auf die jetzt sich geräuschvoll zur Feier Rüstenden oft geradezu den Spott oder den Ekel hervorlocken. Aber war es je anders, wo eine Menge sich vor Altären wälzte, deren heiligenden Werth sie gar nicht ahat, und hat etwa erst Nießsche entdeckt, daß, wo die Vielzuvielen mitschlürfen, alle Quellen vergiftet sind? Aus Feitreden und Festartikeln wird man kaum viel über den Mann lernen, dessen größtes, der Bewunderung würdigstes Werk seine Persönlichkeit war, — eine Persönlichkeit von fast unermehlichem Reichthum, in deren Betrachtung selbst die feinste Fähigkeit, Grenzen abzusteden, versagt und dem Gefühl weicht, dem der vom Liebchen um seinen Glauben an Gott befragte Faust nie verhallende Worte leiht. Auch das Räthsel, wie dem eben erst neu gedüngten Boden der Allumsaffer entwachsen konnte, der aus seines Weistes phantastischer Tiefe Gretchen und Prometheus, Tasso und Götz, Stella und Rephista zu gebären vermochte, wird kein Forscher uns entheimnissen. Doch hat der Kagende nicht selbst uns gerathen, mehr an das „Weil“ als an das „Warum“ zu denken, das dem irdischen Auge ja stets umschleiert sei? So sprach der Mann, der vor Darwin ein an die Entwicklung Gläubiger war und dem jedes Strebenden Mühen der Erlösung gewiß schien. Er ist, mag in diesen Augusttagen auch tausendmal gesagt werden, daß er „unser“ war, im deutschen Geistesleben nicht heimisch geworden. Der deutschen Wesensart gab er nicht den Ton; seine feinsten Werke werden von den Vertretern des Besitzes und der Bildung selten nur angeblättert, seine Individualität suchen philologische Pfaffen, die ein würdig Pergamen zu wagnerischer Wonne stimmt, uns zu berekeln und seine Dramen finden neben dem Fuhrmann Henschel, dem Weißen Köffel und anderen Stallstücken kaum noch ein armes Plätzchen. Wie wäre es, wenn wir am Tage des Gedenkens an den Wundervollen, der ein Naturerkenner und ein Allempfinder, ein Gelehrter und ein Künstler war, der den winzigsten Gegenstand in der sinnlich wahrnehmbaren Welt, wie vor und nach ihm kein Anderer, anzuschauen und seine Weltanschauung als gestaltender Meister zu dichten vermochte, — wenn wir an diesem Tage uns recht fest vornähmen, ein Bißchen goethischer zu werden? Weniger lärmend, weniger kolportagegeföhvoll,

weniger moralisfäuerlich und den Bürgerleuten weniger ähnlich, die den Doktor Faust auf dem Osterpagirgang belästigen? Ein Goethe kann ja nicht Jeder werden, nicht Jeder ein Werk schaffen, in dem, mag auch von Panzerschiffen und Elektrizität, von Sozialdemokratie und Trufts, von Bicycles und Automobilen darin nicht die Rede sein, doch jede im Kreis der Menschheit mögliche Beziehung ihre Stätte gefunden hat und in dem sich, in Gestalten, Farben, Stimmungen, eine himmlisch-einheitliche, vom Massenverstand noch heute nicht begriffene Weltauffassung dichtet. Doch der an Geist Kernste sogar kann versuchen, sich zu den Bildungsquellen zu taufen und in innerer Freiheit, als ein objektiv prüfender und wählender Selbsterzieher, an der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit zu arbeiten. Das hieße dann, auch wenn des Nähens Ertrag larm bliebe, goethisch leben. Und ein Volk, das ein stattliches Grüppchen solcher Persönlichkeiten vereinte, könnte viel ertragen, ohne in Lebensgefahr zu kommen: schlechte Regenten, gewissenlose Minister, Parlamente, Literatenklänge, Zeitungen, Premieren und Heroenjubiläen.

Ein kluger Mann, der schon an der Schwelle des Greisenalters steht, weder für Kommunismus noch für Kapitalismus schwärmt, sondern zu eigenen Zielen sich eigene Wege sucht, ist so gütig, mich während meiner Festungszeit bei der Gestaltung des Notizbuches unterstützen zu wollen. Diese Unterstützung ist mir um so werthvoller, als die Ansichten des Helfers von meinen vielfach abweichen und so dazu beitragen werden, auch im Notizbuch eine verschiedenartige Spiegelung der Ereignisse zu ermöglichen. Den Lesern der „Zukunft“ ist der neue Chronist, dem ich viele berufene Nachfolger wünsche, kein Unbekannter; diese Schnitzel von seinem Schreibtisch möchte er aber nur mit einem β zeichnen. Für diesmal hat er die beiden folgenden Notizen gesandt:

Was sind doch die Politiker für eine langweilige Gesellschaft! Seit Menschengedenken jammern sie über die „Verworfenheit der Vage“ und seit Monaten füllt das Gejammer in allen Zeitungen täglich drei Spalten! Als ob es jemals eine unverworfene Vage gegeben hätte! Divina providentia et humana confusions mundus regitur, hats immer geheissen. Ausgenommen die Augenblicke vor einer großen Schlacht oder nach einem großen Siege in einem Volkskriege, wo das ganze Volk auf die Knie fällt und entweder: „Herr, erbarme Dich unser“ oder: „Nun danket Alle Gott“ singt. Sonst kann wohl ein geschickter Regisseur einmal eine klare Situation ad hoc schaffen, wie Bismarck 1887 für die Septennatswahlen, aber mit dem erreichten Zweck ist dann auch die Klarheit wieder vorbei. Sollte damals das Septennat nicht der Zweck, sondern nur das Mittel, der eigentliche Zweck aber das dauernde Bündniß zwischen Nationalliberalen und Konservativen, Das heißt zwischen Großindustrie und Großgrundbesitz, gewesen sein, so wäre die Spekulation verfehlt gewesen. Wären die Politiker nicht selbst Wirkköpfe und wären sie außerdem ehrlich und muthig, so würden sie Etwas thun, das nicht allein nützlich, sondern auch unterhaltender wäre als das verworfene Gejammer über Verworfenheit: sie würden zeigen, wie die verfluchten Fäden laufen, und dabei würde es sich zeigen, daß die Verflüchtigung gar nicht schlimm ist. Vier große Gegensätze kreuzen sich: Unternehmer und Arbeiter, Landwirthe und Großindustrielle, Protestanten und Katholiken, Deutsche und Nationalitätenfragmente. Zwischen den Hauptmassen taumeln noch einige kleinere Gruppen herum, die nicht recht wissen, auf welche Seite sie sich schlagen sollen. Die Händler, die ehemals große Parteien kommandirten, sind zurückgedrängt, eingeschüch-

text und suchen durch byzantinische Verbeugungen auf die Rechnung zu kommen. Die Handwerker übertreffen zwar die Großindustriellen weit an Zahl, kommen aber doch nur als Stimmvieh für die übrigen Parteien in Betracht: eine Partei der kleinen Leute zusammenzubringen, die nicht sozialdemokratisch wäre, haben zuerst die Antisemiten und dann die Nationalsozialen versucht; beide Versuche sind gescheitert. Vereinfacht werden könnte die Lage entweder durch Reduktion oder durch eine dauernde Kombination der Gegensätze. Wenn man im Reich Censurwahlen einführt und dadurch die ärmeren Schichten der Bevölkerung thatsächlich um ihr Wahlrecht brächte oder wenn man den Muth hätte, offen zu bekennen und durchzusetzen, was man wünscht: allen Nichtbesitzenden die politischen Rechte zu nehmen, so wäre damit der erste Gegensatz weggeschafft. Wenn man ferner den Katholiken volle und ehrliche Parität gewährt, so würde das Centrum aufgelöst, und wenn man endlich den sinnlosen Kampf gegen die nichtdeutschen Völkerfragmente einstellt, so fielen auch der letzte Gegensatz hinweg, und es blieben in den Parlamenten nur zwei Parteien übrig: die agrarische und die industrielle. Eine Kombination der Parteien aber wäre in der Weise möglich, daß man den Arbeitern die Gleichberechtigung, die ihnen jetzt nur nach der Verfassung zusteht, auch thatsächlich einräumte; dadurch würde die Arbeiterpartei allmählich aufgelöst und die Arbeiter würden sich, je nach ihrer Beschäftigung, theils der agrarischen, theils der Industriepartei anschließen. Die heutige Verwirrung wird unthätiger Weise durch die politischen Phrasen verschlimmert, mit denen die Interessentengruppen den Wahnernfang für die Wahlen betreiben. Sie könnten sie sparen, da sich kein Mensch mehr dadurch täuschen läßt; wenn auch nur der geringste Geldvorteil winkt oder ein Geldverlust droht, fährt dort die „Freiheit“, hier die „Königstreue“ zum Teufel.

ß.

Sind die Politiker im Allgemeinen eine langweilige Gesellschaft, so wird dafür die Politik von Tag zu Tag kurzweiliger. Der Kaiser soll sich beklagt haben, er sei genöthigt, persönlich einzugreifen und die Minister zu decken, weil diese Herren ihre Pflicht versäumten, ihn zu decken. Sind auch diese oder ähnliche Worte, die ein Ausforscher vernommen haben will, vielleicht nicht gesprochen worden, so stellen sie doch die Lage richtig dar; und für die Volksvertretung kommt nichts darauf an, durch wen diese Lage verschuldet ist und ob wirklich die jetzigen Diener des Kaisers die allein Schuldigen sind. Aus dieser Lage ergiebt sich nun, daß nicht allein Graf Balleskrein, sondern auch der Präsident des preussischen Abgeordnetenhauses die Person des Monarchen in die Debatte ziehen lassen muß, und zwar nicht nur solche Aeußerungen des Monarchen, die im amtlichen Theil des Staatsanzeigers stehen. Ja, die ganze herkömmliche Form des Verkehrs zwischen den gesetzgebenden Faktoren paßt nicht mehr. Wilhelm II. ist nicht nur, wie Bismarck vorausgesagt hat, sein eigener Reichskanzler, sondern auch „die preussische Regierung“ geworden. Die Abgeordneten haben nicht mehr zu fragen, was „die Verbündeten Regierungen“ meinen, fordern oder beabsichtigen, oder, was in Preußen das Staatsministerium zu thun gedenkt, sondern, was der Kaiser oder König meint oder will. Der Monarch und die Volksvertretung stehen einander unmittelbar gegenüber und die Minister kommen nur noch als Boten Seiner Majestät oder höchstens als begutachtende Sachmänner in Betracht. Damit haben wir es zu einer ganz neuen Form des Konstitutionalismus gebracht; denn konstitutionell bleiben wir, da es mit dem „einen Willen“, dem das Reich gehorchen soll, nichts ist. Und den Beweis dafür, daß der Monarch nicht absolut, das Volk keine blind gehorchende

Heerde ist, hat nicht der demokratisch, sozialistisch und ultramontan verseuchte Reichstag gebracht, sondern das preussische Abgeordnetenhaus, und zwar nicht seine linke, sondern seine rechte Seite, die Gesamtheit der Edelsten der Nation, zu denen namentlich auch, trotz ultramontaner Gesinnung, der Kavallerieoffizier Graf Ballestrem gehört, und zwar nicht blos äußerlich, durch seine Stellung und durchs Blut, sondern durch sein Naturell, durch seine Schneidigkeit, Frische und echte Ritterlichkeit. Und diesen Beweis haben die Konservativen erbracht, unmittelbar nachdem der Kaiser seine Macht mit voller Wucht für den Kanal eingesetzt hatte und obgleich der Vertreter des Kriegsministers mit aller Kraft dafür eingetreten war. Demnach wird nicht allein die Verfassung revidirt, sondern auch der Begriff des „starken Königthumes“, das die Konservativen wollen, etwas genauer definiert werden müssen, als es der Graf Simburg-Stirum in der am sechzehnten August abgegebenen Erklärung gethan hat. β .

Mehr, viel mehr als von Goethe, wird in Deutschland jetzt natürlich von Dreyfus gesprochen. Das ist kein Wunder: der renner Prozeß und die Art, wie die dorthin entsandte Reporterheerde darüber berichtet, preißt alle Hintertreppensinstinkte auf. Ein Dupend meineidiger Generale, ein Chor bestrafter Schurken, Richter, die entschlossen sind, das Recht zu beugen, Zeugen, die fast so viele Fälschungen begehen wie ein Durchschnittszeitungsmacher, und ein der höchsten Bewunderung, der wärmsten Sympathie würdiger Angeklagter, der, wie die ganze Kulturmenschenheit einschließlich der Herren Schwarzkoppen und Panizzardi weiß, vollkommen unschuldig ist. Wenn es je eine nationale Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung gab, so ist es die, für den Herrn Hauptmann Alfred Dreyfus zu kämpfen, der, wie man in dem Buch des Herrn Bernard Lazare lesen kann, aus dem pariser Militärgefängniß schrieb:

„Wenn man, wie ich, sein ganzes Leben lang nur dem Zweck gedient hat, Rache an dem ehrlosen Räuber zu nehmen, der uns das geliebte Elsaß entriß! Erinnerst Du Dich noch, wie ich, vor ungefähr zehn Jahren, in Mülhausen beim Anhören einer deutschen Militärmusik, die den Jahrestag von Sedan feierte, so furchtbar vom Schmerz geschüttelt wurde, daß ich zornig in meine Bettlächer biß und mir den Schwur leistete, alle Kräfte, alle Intelligenz meinem Lande zu weihen, zum Kampf gegen Den, der seine Trauer so zu beschimpfen wagte?“

Es ist des Deutschen edelster Beruf, den Mann zu verherrlichen, der so über Deutschland schrieb, so anmutig die ekelste Chauvinphrase wiederkäute. Und wer diesen größten Unfug, diesen frechsten Weltswindel nicht mitmachen will, Der ist ein Generalstähler, ein Helfer Henrys, ein Genosse des Spigelmajors Esterhazy. Jeder halbwegs Verständige weiß, daß man über einen Prozeß, den man nicht ganz genau, aus intimster Wahrnehmung, kennt, kein irgendwie ernst zu nehmendes Urtheil fällen kann. In Rennes schwebt der Prozeß noch und selbst die Stenogramme — die an entscheidenden Stellen ein ganz anderes Bild geben als die tendenziös gefälschten Berichte der angeblich deutschen Dreyfuspresse — gemähren nicht die Möglichkeit, sich in der unendlich komplizierten Sache zurechtzufinden. Unseren liberalen Rebakteuren aber genügt ein Telegramm, das eine dreistündige Zeugenaussage in dreißig kleinen Sperrdruckzeilen abthut, zur Fällung des Urtheils. Sie wissen ja seit Jahr und Tag, daß ihr Alfred unschuldig ist. Jeder anders Gläubige ist ein Schuft, jedes die Schuld wahrscheinlich machende Aktenstück eine Fälscherleistung.

Als ich vor vierzehn Tagen dieses rathlose Treiben, das damals erst beginnen sollte, in dem kleinen Artikel „In Rennes“ parodirte, konnte ich noch nicht ahnen, in welchen halb wahnwitzigen, halb poffenhaften Formen es sich äußern würde. In der Zeitung „Der Reichsbote“ — sie erscheint, wenn man so sagen darf, in Berlin — konnte man lesen, der Artikel sei von einem nach Rennes geschickten Korrespondenten verfaßt und beweise, daß „Gardens ‚Zukunft‘ ganz ins Dreyfuslager abgeschwenkt ist“. Jeder Redakteur hat das Recht auf seinen urwüchsigem Besitz an Dummheit, Leichtfertigkeit und Niedertracht. Die Leser der „Zukunft“ kennen meine persönliche Stellung zum Dreyfusfall und wissen auch, daß sie mit der des Herrn Liebknecht, der in der Parodie gescholten und im „Reichsboten“ gegen mich vertheidigt wurde, beinahe in jedem Punkt übereinstimmt. Wenn das Verfahren beendet ist, werden wir uns über die Prozeßberichterstattung und über manche — je nach der Gemüthsart des Betrachters belustigende oder betrübende Begleitererscheinung zu unterhalten haben. Einstweilen bekenne ich, daß es mir noch immer gleichgiltig ist, ob Herr Dreyfus oder Herr Esterhazy das Vorbureau geschrieben hat, daß ich in Spionageangelegenheiten diplomatische Erklärungen und Dementis für völlig werthlos halte und daß ich nicht begreife, wie die politischen Vertreter deutscher Arbeiter sich für den Herrn Picquart zu begeistern vermögen, der anderthalb Jahre das schmutzige Geschäft eines Spigelausschleiers trieb und unter dem Zeugeneid zugeben mußte, daß er ehrenhafte Arbeiter von seinen Kreaturen belauern und aushorchen ließ.

Graf Münster, des Deutschen Reiches Botschafter in Paris, ist vom Kaiser zum Fürsten von Dornburg gemacht worden. Das, sollte man meinen, ist eine höchst unbeträchtliche Sache, eine von denen, die der Kaiser nach freiem Ermessen und nach seinem privaten Empfinden erledigen kann. Er schätzte den Grafen und schenkte ihm den Fürstentitel, den Bismarck einst mit dem Seufzer begrüßte: „Schade; ich war eben im Begriff, eins der ältesten Grafengeschlechter zu werden!“ Müßige Leute haben nun aber den Verdiensten nachgespürt, denen der Botschafter die Standeserhöhung zu danken haben könne. Um die guten Beziehungen des Fürstenthumes Monaco zum Deutschen Reich hat der greise Dupenddiplomate, der dem ersten Kanzler nie grün war, sich unbestreitbare Verdienste erworben. Aber sonst? Daß er Herrn Schwarzkoppen gut im Zügel hatte und immer die in Frankreich besonders nöthige Vorsicht walten ließ, daß die Haltung der pariser Botschaft seit dem Beginn des Dreyfuslärms ungewöhnlich klug, zurückhaltend, würdevoll und wirksam war, wird selbst der hitzigste Alfredgardist nicht behaupten können. Eben so wenig, daß der Botschafter seinen Souverän über französische Stimmungen stets richtig informirte. Die politischen Verdienste des Grafen Münster, der in seinen jüngeren Jahren die englisch loburgisch-liberalen „Ideen“ in Brochuren bearbeitete, sind wirklich ungemein gering. Aber er hat ja einem Kochbuch, das seine zweite Frau unter dem Titel „Gute Küche“ herausgab, eine lange Vorrede geschrieben, die ihn als Kochverständigen und gastronomischen Schwärmer zeigt. Schade, daß er nicht auch in dem Spionagedienst, der in seiner Nähe unter deutscher Firma betrieben wurde, darauf hielt, qu'on faisait toujours de la bonne cuisine. Deutschland wäre dann nicht so oft dupirt, deutsches Geld nicht so häufig an Schwindler verschwendet worden.